XVIII. Jahrg. Berlin, den 10. September 1910. Nr. 50.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Paralipomena	341
Was ist Hysterie? Von Armin Steyerthal	349
Das einzige Gebot. Von Lew Tolstoi	353
Anzeigen. Von Oskar Ewald und Peter Hamecher	359
Mirdiv. Von August Bertuch	363
Rembrandt. Von Herbert Eulenberg	363
Erbbau. Von Ladon	368
Zwei Briefe	372

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

W. Dittmar, Möbel-Fabrik, *Berlin C.,* *Molkenmarkt 6*

Auserlesene Formen in vornehmer Reichheit wie Einfachheit.
Besichtigung frei und erbeten.

Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen *Tauentzien-straße 10*

Oberspree
Victoria
Pneumatic

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.

Grand Hôtel Excelsior, Berlin
vis-à-vis Anh. Bahnhof. (Hillegass & Eberbach) 3 Min. v. Potsd. Bahnhof.

Sinalco
Alkoholfrei

Dr. Rosell **Ballenstedt-Harz**
Sanatorium
für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.
Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für **alle** physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.
Herrliche Lage. 100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. **Herrliches Klima.**

Die Zukunft.

Berlin, den 10. September 1910.

Paralipomena.

Im August besuchte mich ein pariser Poet, der sich ernsthaft auch um Politik bekümmert und dem Deutschland nicht ein dicht an Sibirien grenzendes, von arbeitsamen Barbaren bewohntes Sagenreich ist. Eine Nebenabsicht des Besuchers war, mich zu überzeugen, daß in Frankreich kein halbwegs vernünftiger Mensch mehr an Revanche, an die Möglichkeit eines franko-deutschen Krieges denke. „Wir haben verzichtet. Nicht nur, weil unsere Bevölkerungziffer so tief unter Ihrer geblieben, sondern, weil der kriegerische Geist überhaupt ausgestorben ist. Die Leute, die jetzt den Ton angeben, haben das Leid der Niederlage nicht mit bewußten Sinnen erlebt; sie waren 1870 noch Kinder und hören von Gravelotte, Sedan und Metz wie von längst verschollener Zeit. Das Gefühl des Deutschenhasses wird kaum noch begriffen; regte sich nicht einmal, als die Marokkosache kritisch geworden war. Wir verstanden Sie einfach nicht. Zuerst Gleichgiltigkeit, sogar Zustimmung; dann eine lange Reihe ärgernder Nadelstiche. Sie sahen ja, daß selbst ältere Politiker, Hanotaux, Rouvier und Andere ihrer Generation, zu jeder denkbaren Nachgiebigkeit bereit waren. Die plötzliche Ueberrumpelung, nach all den leisen und lauten Artigkeiten, die, besonders oft von Ihrem Kaiser, über die Vogesen gekommen waren, hatte uns freilich aus dem Schlaf geschreckt und gezwungen, für die Schlagfertigkeit unseres Heeres zu sorgen. Die Deserteurgeschichte in Casablanca schuf für ein paar Tage eine Kriegsstimmung. Die Geduld war verbraucht; wir hatten, Alle, das Gefühl, daß

man uns ohne Grund reizen, demüthigen oder herausfordern wolle, und waren entschlossen, unsere Haut theuer zu verkaufen. Keine Spur mehr von Angst; jede Entscheidung schien erträglicher als die stete Nervenzerrung. Ich bin nah an Vierzig; habe aber nur diesen einzigen Augenblick ernster Kriegsgefahr erlebt. Das ist nun auch schon lange vorbei und die Verkehrsformen der beiden Völker sind inzwischen angenehmer geworden, als sie je waren. Wir sind dicht vor einer völligen Versöhnung. Warum sind Sie nicht dafür und lassen sich in den Ruf eines alldeutschen Franzosenfeindes bringen? Nehmen Sie das Halbdutzend Schreier, die revanchards, die von der Plakattrauer um die verlorenen Provinzen leben, doch nicht ernst! Unsere Demokratie will ehrlichen Frieden und ist jeder nationalen Rachsucht fast allzu fern. Deutschland und Frankreich gehören zu einander. Wenn der letzte Empfindlichkeitrest geschont wird und bei Ihnen der schädliche Wechsel zwischen Streicheln und Stechen aufhört, wenn, zum Beispiel, der Kaiser nicht, wie in den Zeitungen stand, im Herbst auf das Schlachtfeld von Waterloo geht, kann Alles schnell in Ordnung kommen. Und später ist dann nur noch ein edler Gestus nöthig: die Abtretung irgendeines Grenzbezirkes, des allerkleinsten, in dem ganz französische Menschen leben; nur ein symbolischer Akt, der die Rechtsverletzung reparirt und uns die Möglichkeit giebt, ohne Scham auch offiziell einen Strich unter das Vergangene zu ziehen. Ich wäre glücklich, wenn Sie..." Das alte Lied. In so feiner Variation hatte ichs ein Weilchen nicht gehört. Natürlich auch die alte Antwort. „Ich liebe den Genius Ihres Landes, die Kultur und Kunst Frankreichs, habe ihm, so gut ichs vermochte, Liebe zu werben versucht und nie Grund zu der albernen Preßmär gegeben, die mich ennemi de la France nennt. Pangermaniste? So heißt heutzutage bei Ihnen Jeder, der eine tapfere deutsche Politik empfiehlt. Die von Ihnen erwähnten Fehler habe ich hart genug getadelt. Ein Volk vom Temperament des französischen darf man nicht demüthigen, ohne es zugleich zu schwächen: darf man nicht durch wechselnde Behandlungmethoden ärgern. Wenn die Schonung reizbarer Schwäche freilich so weit gehen soll, daß man dem Kaiser zumuthet, auf den Besuch eines Schlachtfeldes zu verzichten, wo vor hundert Jahren das napoleonische Frankreich besiegt worden ist und das ihn als Kriegsherrn und Enkel Wilhelms interessiren muß, dann mache ich nicht mit;

Kinderei braucht ein Erwachsener nicht zu respektiren. Ich finde, daß wir an Freundschaftwerbung und zärtlicher Rücksicht längst zu viel geleistet haben und daß insbesondere die neuen Manteuffeleien im Reichsland rasch aufhören müßten. Das Triumvirat Wedel-Bulach-Zeppelin meint es sicher gut; vergißt aber, daß in einem Lande, das seit vierzig Jahren zum Deutschen Reich gehört, endlich ohne schwachgemuthes Zagen deutsch regirt werden muß; und kommt dadurch nie ins nothwendige innere Einvernehmen mit den Militärbehörden. Versöhnung? Sehr willkommen; meinetwegen auch mit dem symbolischen Akt, den Sie wünschen. Zwirnsfäden sollen uns nicht festhalten. Nur: das Kinderwort ‚Versöhnung' sagt mir nicht viel. Was haben Sie zu bieten? Mindestens unbedingte Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Zustandes? Nein. Das, sagen Sie, geht Ihnen wider die Ehre. Gut. Ein Schutz- und Trutzbündniß ist erst recht nicht zu haben. Was also? Frankreich hat, als der militärisch Schwächere (verzeihen Sie; wir müssen die Dinge doch beim rechten Namen nennen), ein Lebensinteresse daran, ‚gut mit uns zu stehen' und uns so aus der Möglichkeit zu drängen, auf seinem Boden uns für anderen Verlust schadlos zu halten. Solche Wünsche dürfen wir nicht erfüllen; nicht aus Eitelkeit eine ‚Versöhnung' erstreben, die nur der Französischen Republik Vortheil schafft, unsere Stoßkraft aber mindert. So lange Frankreich überall der Freund unserer Feinde ist, müssen wir uns hüten, durch leichtsinnig übernommene Höflichkeitpflicht uns entmachten zu lassen. Und wann wird es aufhören, der Freund unserer Feinde zu sein? Wenn es zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß diese Feinde gegen uns nichts vermögen. Nicht einen Tag früher. Ich denke über das Prestigebedürfniß Ihrer Landsleute eben anders als Sie. Gewiß: Sie wollen keinen riskanten Krieg und das junge Geschlecht hat den Verlust der Provinzen ziemlich verschmerzt. Dieser Verlust war ja nie die tiefste Ursache des Grolls: die Niederlage wars; die kann der Nationalstolz nicht verwinden. Hätte sie auch ohne Gebietseinbuße nicht verwunden. Sie unterschätzen Ihre Landsleute, wenn Sie das leidenschaftliche Ehrgefühl und den ungebrochenen Galliergeist nicht in die Rechnung stellen. In der Stunde, die ihnen die feste Zuversicht der Ueberlegenheit giebt, werden sie den Versuch wagen, altes Unglück in neuen Glanz zu ertränken; und das Häuflein der Intellektuellen

und Kunstzigeuner (das ja in allen Ländern friedsam redet und international empfindet) wird sie nicht eine Minute lang an diesem Versuch hindern. Die Schicksalsstunde ist nah, wenn Frankreich uns für schwach, ist fern, wenn es uns für stark hält. Ohne das hastige Werbermühen, das bei Ihnen als Schwächezeichen gedeutet wurde, wäre die Versöhnung, die beiden Ländern Ruhe und Nutzen bringt, schon Ereigniß geworden. Nur muthige Kraft wahrt den Frieden."

Vierzehn Tage nach diesem Gespräch begann in Frankreich der Circuit de l'Est, die große, von dem Besitzer des „Matin", Herrn Bunau-Varilla, ersonnene und veranstaltete Luftwettfahrt. Sie brachte der französischen Aeronautik (nicht nur den Herren Leblanc und Aubrun, die alle sechs Etapen in der vorgeschriebenen Zeit durchflogen) einen Triumph, den auch der Nachbar laut rühmen muß. Neidlos; trotzdem er auf diesem Gebiet so weit zurückgeblieben ist. Die Hoffnung auf die Zeppelinschiffe, für deren technische Besserung das deutsche Volk in schönem Eifer $6^1/_2$ Millionen hingab, ist geschrumpft, seit die schwärzeste Prophezeiung aus den Tagen des Maienjubels sich als nicht schwarz genug erwiesen und das Kriegsministerium, nach der Unheilhäufung, sich zu dem löblichen Entschluß aufgerafft hat, diese für den Kriegsfall einstweilen unbrauchbaren Schiffe abzulehnen. Auch die viel höhere Leistung der Parseval-Schiffe tröstet nicht über die Thatsache hinweg, daß wir in der Aviatik noch ganz rückständig sind. Obs lange dauert? Auch in Strategie und Taktik (Bonaparte), in der Organischen Chemie (Chevreul), im Automobilismus (Cugnot-Serpollet) waren die Franzosen einmal vornan. Jetzt fliegen ihre Aviatiker so hoch und halten sich so lange in der Luft, daß die Nation den Himmel offen sieht. Wie ein Rausch wars; wurde drüben selbst une fièvre nationale genannt. Frankreich fühlt sich wieder. Und wähnt sich der Siegesgewißheit nah. Mit der Wiedergabe thörichter Preßprahlerei und Schimpferei könnte ich Seiten füllen. Wozu? „Der dicke deutsche Pandur mit seinem großen Säbel ist eine lächerliche Figur geworden." Das ist ein Beispiel aus einer anständig geleiteten Zeitschrift. Wir wollen ganz ruhig bleiben; ganz höflich. Aber die deutschen Förderer einer nur der Französischen Republik nützlichen „Versöhnung" sehr ernsthaft bitten, ihre Bemühungen einzustellen. Die neuen Grenzdenkmale, die der Eitelkeit des Nachbars schmeicheln sollen, sind schon übel genug. Vierzig Jahre nach dem großen

Krieg hofft Frankreich wieder. Daß diese Hoffnung zu so grellem Ausdruck kam, werden kluge Franzmänner bald bedauern. Uns kanns nur willkommen sein. Doch wir wollen nicht lächerlich werden.

*

Großer und guter Freund! In Ihrem Briefe vom siebenundzwanzigsten Dezember vergangenen Jahres wird mir die Mittheilung, daß Eure Excellenz zum Präsidenten der Republik gewählt worden ist durch das wohlverdiente Vertrauen Ihrer Mitbürger und daß Eure Excellenz Ihr ehrenvolles Amt am Einundzwanzigsten des selben Monats übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, meine Glückwünsche entgegenzunehmen. Seien Sie versichert, daß meine Regirung sich bemühen wird, die besten Beziehungen zu erhalten und zu pflegen, die glücklicher Weise zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Nicaragua schon jetzt bestehen. Indem ich Ihnen meinen Dank für Ihre wohlwollenden Worte ausspreche, versichere ich Sie meiner besten Wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen und das der Republik von Nicaragua und meiner größten Hochachtung vor Beiden.

Wilhelm I. R.

Dieser Brief wurde am siebenundzwanzigsten Apriltag in Straßburg dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt; und ging, mit dieser Unterschrift, nach Nicaragua ab. Der Lärm, der darob in der anglo-amerikanischen Presse entstand, hallt noch im Gedächtniß nach. Der Adressat des Briefes aber, Herr Madriz, ist längst nicht mehr Präsident der Republik. Der große und gute Freund hatte das wohlverdiente Vertrauen seiner Mitbürger schon verscherzt, als der Brief ihn erreichte; und hat sich inzwischen aus dem Staube gemacht. Er ist flüchtig (unbekannten Aufenthaltes, wie es in der Gerichtssprache heißt); und sein ehrenvolles Amt ist einem hoffentlich Würdigeren zugefallen. Diese Bloßstellung des kaiserlichen Namens war die letzte Leistung des Barons von Schoen an der Spitze des Auswärtigen Amtes. Eine Leistung, die jeder Kenner der Amtstradition unerschaut nennen und die auch etwa noch vorhandene Zweifler von der Qualität dieses vom Hofballsaal in die Politik verschlagenen Herrn überzeugen muß. Warum man Seine Nullität die Treppe hinauf fallen ließ? Versorgung hat er, als steinreicher Mann, nicht nöthig. Doch das unheilvolle Prinzip, jeden Beamten, der ein paar Jahre treu und ehrlich (Fleiß, wie bei einer Köchin, wird nicht mal verlangt) gedient hat, so lange er noch

schnaufen kann, am Trog zu halten, darf nicht durchbrochen werden. Herr von Kiderlen hat in einer Interview gesagt, solche Madrizereien seien unter seiner Leitung nicht zu fürchten. Alldeutschland hofft. Aber auch, daß aus der Reorganisation des Auswärtigen Amtes endlich nun Ernst werde. Die Rechtsabtheilung gehört ins Reichsjustizamt; und daß drei Reichsämter handelspolitische Abtheilungen haben (die manchmal con amore gegen einander arbeiten und gutachten), wäre selbst in einer Zeit nicht nöthig, die nicht eine dichte Koalition aller Ressorts (im Reich und in Preußen) gegen Herrn Wermuth und seinen Protektor sähe. Wenn diese Abtheilungen ausquartirt werden, ist im AA für politische Arbeit Raum. Nehmt den besten Mann, der zu haben ist, zum Unterstaatssekretär (ein tüchtiger Orientspezialist kann den leidenden Herrn Stemrich, der sich lange schon in eine stille Gesandtschaft sehnt, nicht ersetzen) und sichert ihm die Kompetenz, die Sir Charles Hardinge hatte und Sir Arthur Nicolson hat. Sorgt, daß die Dezernenten und Räthe nicht mehr überbürdet werden und nach ein paar Jahren nur noch den Wunsch haben, dem Dunstkreis der Wilhelmstraße fern zu sein. Jeder Brauchbare muß da mit allen erfindlichen Bindemitteln festgehalten werden. Und vergeßt nicht in der Preßabtheilung gründlich aufzuräumen und ihrem Chef zur Repräsentation, ohne Knausern, eine Zulage zu geben, die ihm ermöglicht, „ein großes Haus zu machen“ und Politiker, Industrielle, Kaufleute mit Zeitungvertretern (besonders ausländischen) in der chaleur communicative des banquets zu vereinen. Daß Herr von Kiderlen die letzten drei Vorgänger überragt, scheint gewiß. Nun sollte er bald auch beweisen, daß er zu organisiren versteht.

*

Für einen Umbau des alten Opernhauses (in dem bisher der „Oberon“ der Herren Graf Hülsen und Kapellmeister Schlar nicht aufgeführt werden konnte) ist, mit der Zustimmung des Preußischen Landtages, eine Million ausgegeben worden. (Vielleicht rechnet mal Jemand aus, was solche Umbauten der Königlichen Theater seit 1890 die Bürger Preußens gekostet haben.) Jetzt soll ein neues Opernhaus gebaut werden. Die Ministerien der Finanzen, der Oeffentlichen Arbeiten und des Königlichen Hauses haben gemeinsam zu einem Wettbewerb aufgefordert. Zu einem Allen zugänglichen? Nein. Man muß sich doch gegen die arge

Möglichkeit sichern, daß irgendwo ein Architektengenie lebt, von dem noch Niemand nichts weiß und das plötzlich nun mit einem Schöpferplan in die künstlichen Wirbel tölpelt. Nur acht Baumeister sind aufgefordert worden. Darunter sind talentvolle und mittelmäßige Herren; ist aber auch Einer, der schon in Wiesbaden, dann in Schinkels berliner Schauspielhausbau so schlimm gesündigt hat, daß er von einem Wettbewerb um eine wichtige Aufgabe ausgeschlossen werden mußte: Herr Genzmer. Jahre lang galt er als der providentielle Mann für den Opernhausbau, der Riesensummen fordern und für ein Jahrhundert vom Kunstgeschmack unserer Zeit zeugen wird. Im Lenz 1904 hatte ich gegen die Absicht, diesem Unzulänglichen den Auftrag zu geben, hier laut protestirt. Da schrieb mir der Meister Alfred Messel:

„Gott sei Dank, daß endlich einmal ein freies Wort über den künftigen Opernhaus-Architekten gefallen ist! Ich möchte Ihre Gaben haben, um, zum Nutzen der vergewaltigten Architektur, Das fortführen zu können, was mit diesen Worten begonnen worden ist. Was nützen meine geringen Bauereien im Vergleich zu dem Segen, den man stiften würde, wenn Einem gelänge, durch Aufklärung dahin zu wirken, daß dieses nationale Unglück des drohenden Opernhausbaues abgewendet wird! Könnten wir diesen Faustschlag abwehren, den, aller Kultur zum Trotz, die brutale Unfähigkeit sich anschickt der deutschen Kunst zu versetzen! Ich kann mitreden: ich habe den wiesbadener Theateranbau (von Genzmer) von außen wenigstens gesehen. Pariser Opernhausstil im berliner Maurerparlirerjargon! Woher soll man künftig den Muth haben, weiterzuarbeiten, wenn man stetig im Ansehen durch eine Monumentalleistung wie die zu erwartende vor aller Welt herabgezogen wird! Denn was sollen die Menschen von den Architekten halten, denen man diese Muster vorgezogen hat?! Seit Wochen bin ich von solchen Gedanken erfüllt. Nun haben Ihre Worte diesen Schmerzensschrei von mir ausgelöst. Sie haben ihn sich also selbst zuzuschreiben. Denken Sie nicht, daß ich meinetwegen schreibe! Ich hätte gewiß nicht den Muth, Sie zu belästigen, wenn ich im Geringsten pro domo dächte. Ich komme nicht in Betracht, schon weil ich denke, ‚ausgebaut' zu haben. Aber ich möchte dafür arbeiten, daß hier, für diese vornehmste Aufgabe, endlich einmal ein ganzer Kerl herankäme. Gabriel von Seidl, Fischer in Stuttgart oder Hoffmann (den ich unter den berliner Architekten an die erste Stelle setze): Das wären die Männer, die in Betracht kommen; auch Licht in Leipzig. Sogar Ihne wäre diskutabel.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, wenn Sie wirken. Mit aufrichtiger Verehrung Ihr sehr ergebener A. Messel."

Meine Wirkensmöglichkeit hat der große Künstler und feine Mensch leider sehr überschätzt. Vielleicht dringt seine Stimme, des Sachverständigsten, weiter und höher: drum habe ich den Brief des Meisters, der leider allzu früh „ausgebaut" hat, heute hier veröffentlicht. Von den Männern, die er nennt, sind nur zwei zum Wettbewerb aufgefordert worden: Hoffmann und Ihne; und daß Hoffmann, der Messels Museenbaupläne auszuführen und das ganze Bauwesen der Stadt Berlin zu leiten hat, sich auch noch um diese Aufgabe bewerben werde, ist nicht anzunehmen. Herr Genzmer gehört zu den Auserwählten. Haben wir an dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Florablamage noch nicht genug? Der Kaiser hat auf den lebenden Messel gehört. Hört er den toten?

*

Der Groll über die königsberger Rede des Kaisers will nicht weichen. Die Stimmung ist schlimmer als im November 1908. Dennoch wäre es klugen Berathern leicht, den Kaiser dem Empfinden der Nation wieder zu nähern. Sie müßten ihn zunächst ehrerbietig bitten, den Glauben, mit der pflichtgemäßen Einfügung in den Verfassungrahmen sei die Verkündung mystizirender Auffassung vereinbar, fahren zu lassen; keine lehrhafte Ermahnung an das Volk und dessen einzelne Klassen zu richten; weder für den Christenheiland noch für das Haus Hohenzollern agitatorisch zu wirken; und nie mehr zu erwähnen, daß er den Weltfrieden wahren wolle. Von Alledem hat Deutschland, hat Europa genug vernommen. Und in einem (noch nicht veröffentlichten) Manuskript Fritzens von Preußen stehen die Worte: „Unser Haus hat, wie alle anderen, seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen und Taugenichts, seine gelehrten Frauen und böse Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebten Prinzessinnen gehabt. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaften unserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Haus haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall und die Umstände sind uns dienlich gewesen... In Ansehung der königlichen Würde nimmt man Alles, was man kriegen kann, und man hat niemals Unrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß."

Was ist Hysterie?

Unter den vielen Büchern, deren Urheberschaft eine dankbare Nachwelt dem Hippokrates zuspricht, ist auch eins mit dem Titel „De natura mulieris"; auf Deutsch „Naturgeschichte der Frauen". Ein merkwürdiges Buch, klar, mit scharfer Beobachtung und nicht ohne Kritik geschrieben. Freilich: daß kein Grieche von der Insel Kos diese Schrift verfaßt haben kann, merkt Jeder, der sich auf hellenische Mundarten versteht, schon bei den ersten Zeilen; doch Das hat dem Ansehen des Werkchens nicht geschadet. In dieser „Naturgeschichte der Frauen" ist nun ein hysterischer Anfall mit packender Deutlichkeit beschrieben. Da der Verfasser des Buches solche Krämpfe nur bei Weibern gesehen haben mag, nimmt er an, daß der Uterus, die Hystera, den Grund des Uebels bilde. Wie ein wildes Thier steigt das weibliche Organ bis zur Leber empor, benimmt den Athem: und in Krämpfen zuckend, stürzt die Kranke zur Erde. Seitdem spricht die Welt vom „hysterischen Uebel". Auch was an Schmach und Schande den unglücklichen Hysterischen nachgetragen ward, muß dem Verfasser des griechischen Buches auf die Rechnung gesetzt werden, denn er empfiehlt für solche tollen Weiber die Heirath als das beste und einzige Mittel.

Ist demnach der hysterische Krampf so alt wie die Menschheit selbst, so ist der Hader um seinen Ursprung sicher nicht viel jünger als die Zunft der Aerzte. Niemals ist dieser Streit verstummt; und in unseren Tagen kämpft man darob erbitterter als je zuvor.

Wenn Einer die Geschichte der Hysterie schreiben wollte, könnte er das erste Kapitel von Hippokrates bis Charcot datiren. Das sind zwei Jahrtausende; aber diese Zeit ist nöthig, um den Gedanken, daß die Hysterie, also das Mutterweh, vom Uterus stamme, gründlich auszutilgen. Dogmen sind hartnäckige, schwer auszureutende Gewächse. So bleibt auch der Lehrsatz aus dem Buch über die Natur der Frauen das ganze Mittelalter hindurch starr und unantastbar bestehen. Was nützt es, wenn hier und da eine Stimme ruft: „Solche Krämpfe, die Ihr hysterische nennt, haben die Männer auch!" Das stolze Wort des Thomas Willisius verhallt: „In hystericis uterus falso accusatur! Das Mutterweh schiebt Ihr zu Unrecht auf den Uterus!" Der Glaube an den Vater der Medizin (der das berühmte Buch gar nicht geschrieben haben kann) läßt alle Einwände verstummen. Doch endlich dämmert der Morgen. Im Jahre 1862 beginnt in der alten Salpêtrière zu Paris, dem großen Asyle der Mühsäligen und Beladenen im Herzen der Riesenstadt, ein großer Geist seine stille Arbeit: Jean Martin Charcot. Die Stätte

seiner Wirksamkeit ist historischer Boden. Hier war vor Jahren, als der Konvent noch sein blutiges Szepter führte, der Bürger Philippe Pinel aufgetreten und hatte die Irren von ihren Ketten befreit. Auch Charcot nimmt eine schmachvolle Fessel, mit der das Vorurtheil der Menschheit seit dem ersten Erwachen des ärztlichen Denkens eine ganze Schaar von Kranken belastet hatte, hinweg. Zunächst bewies er unwiderleglich, daß auch das starke Geschlecht der Hysterie unterliegt und die Krämpfe, die den Körper des Mannes schütteln, noch grausiger sind als die der Weiber.

Das Märchen von der Mannestollheit der Hysterischen ist damit endgiltig abgethan. Aber auch der so oft beschriebene Paroxysmus, der doch bisher für das eigentliche Wesen des ganzen Uebels galt, gehört gar nicht unzertrennlich zu dem Krankheitbilde: es giebt auch eine Hystérie sans convulsions. Jeder Hysterische, so lehrt Charcot, hat seine bestimmten Zeichen, stigmata hysterica, die, unabhängig von allen Anfällen, stets vorhanden sind. Wie Hippolytos Martyr vom Höllenfürsten sagt: „Sibi obtemperantes sigillo suo notat“ (sein Brandmal zeichnet den gehorsamen Schüler), so trägt auch jeder Hysterische seine Merkmale an sich, vor allen anderen die Empfindungloſigkeit der Haut in zerstreuten Herden und geometrischen Segmenten. Und die stigmata diaboli, die einst, in finsteren Zeiten, den Hexenrichtern als Wegzeichen dienten, werden jetzt zu Kriterien für den Arzt bei seiner Diagnose. Der hysterische Anfall ist für Charcot längst nicht mehr wichtig genug, um unter die Stigmata aufgenommen zu werden. Hätte doch der große Meister der Salpêtrière seine Macht benutzt, um auch das Wort Hysterie auszutilgen! Nun war es ja sinnlos, nur noch die letzte Erinnerung an früher Geglaubtes.

Hier endet das erste Kapitel der Geschichte der Hysterie. Von Hippokrates bis Charcot. Der zweite Abschnitt hätte bis zu Demjenigen zu führen, der der Welt einwandfrei beweist, daß es eine Krankheit, wie sie die Schule der Salpêtrière beschreibt, nicht giebt und nirgends geben kann als im Hirn des großen Meisters, der sie erdachte. Schon dem ersten Blick fällt auf, daß die Träger der Stigmata durchaus nicht oft den viel verleumdeten hysterischen Charakter zeigen: Selbstsucht, Lügenhaftigkeit, Wechsel der Stimmungen, krankhafter Altruismus und alle Niedertracht, die, wie Jeder weiß, den Hysterischen anhaftet, ist gar nicht an diese Zeichen gebunden. Und wiederum sehen wir oft genug, wie die Hexenmale sich an einem vorher gesunden Körper zeigen, wenn der geistige Niedergang den Leib mit herniederreißt. Ob Kummer, Leid, Entbehrung, Angst, Verzweiflung oder endlich auch ein Un-

glücksfall, eine Verletzung oder Verwundung den Menschen in seinem seelischen Gleichgewicht erschüttert: man suche nur; man wird die Stigmata finden, die stigmata necessitatis, die Marken der Noth und des Elends, die wir (ists nicht zum Lachen?) im Schlendrian der Gedankenlosigkeit „hysterische" nennen. Wie Scharlach, Masern und Typhus ihren dem kundigen Auge jederzeit erkennbaren Ausschlag zeigen, so treten diese Hexenmale hervor, wenn die schlimme Seuche der Nervenzerrüttung den Menschen befällt. Signa pessimi ominis, traurige Zeichen sind sie immer gewesen; schon, als der Hexenhammer noch galt, und heute im Zeitalter der Hast, der Gier und des Jagens nach Geld und Gut. Wollten wir also Charcots Lehre anerkennen, so müßten wir sagen: Das Wichtigste sind nicht die Krämpfe, sondern die stigmata hysterica; und die findet man besonders oft bei Leuten, die gar nicht hysterisch sind. Die richtigen hysterischen Vampyre haben diese Zeichen selten. Die Gerechtigkeit verlangt ferner, zu betonen: Den angeblich hysterischen Charakter sehen wir auf all den Krankheitbildern, die dem angeborenen Schwachsinn oder (wie man auch sagt) der geistigen Minderwerthigkeit zugezählt werden. Wer also glaubt, die stigmata hysterica seien charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, „die Hysterie", Der irrt. Ein fest umschriebenes, durch sichere Symptome fixirtes Leiden, das diesen Namen verdiente, giebt es gar nicht. Was wir Hysterie nennen, ist eine bunte Schaar von aus den verschiedensten Gebieten der medizinischen Wissenschaft zusammengelesenen Typen, die nichts mit einander gemein haben als eben die stigmata diaboli; und die fehlen gerade dort, wo man sie sicher erwartet hatte.

Wäre es nur im Mindesten zweifelhaft, daß Charcots Begriff von der Hysterie ein Wahngebild ist, so würde das Straucheln Aller, die nach diesem Schatten greifen, es allein schon erweisen. „Das Wesen der Hysterie," sagt Möbius, einer der modernen Erklärer, „besteht nur darin, daß krankhafte Veränderungen des Körpers durch Vorstellungen verursacht werden." „Dann," meint ein Anderer, „thäten wir ja besser, von Psychogenie zu sprechen." Als wenn Das überhaupt eine Krankheit und nicht vielmehr ein Symptom vieler Leiden wäre! Weiter. Die Schüler Charcots gehen in echter Diadochenmanier mit ihrem kostbaren Erbe nicht gerade säuberlich um. Der eine, Pierre Janet, sieht das innerste Wesen des Uebels in der Einschränkung des Bewußtseinsfeldes und der Spaltung der Persönlichkeit; ein anderer, Paul Sollier, im Halbschlaf, im Somnambulismus, ein dritter endlich, Babinski, hält die übel beleumdeten Stigmata für eingebildet oder durch ärzt-

liche Untersuchung aufsuggerirt. Pithialismus! Man kann diese Zeichen aufsprechen und durch Zuspruch beseitigen. Und es kommt noch toller. Die Hysterie, Das ist die neuste Lehre (von Sigmund Freud) ist nur die Nachwirkung eines in der Jugend erlebten bösen Abenteuers, dessen Reminiszenzen nicht genügend abgestoßen wurden. Ekel an dem fatalen Ereigniß wirkt also im Geheimen stechend und bohrend und die Beschwerden, die sich zeigen, sind eben „die hysterischen".

Welche Verwirrung! Hat denn Keiner dieser gelehrten Herren den Willisius gelesen? „Affectio dicta uterina praecipue et primerio convulsiva," heißt es bei ihm; „der Krampf ist das Wesen der Hysterie". Das ist ein zwei Jahrtausende hindurch unbestrittener Lehrsatz. Die Fragestellung während dieser ganzen Zeit hat niemals gelautet: Was ist Hysterie? Immer: Woher kommt sie? Es war ein Gewaltstreich Charcots, als er den Anfall, den Paroxysmus, aus dem Krankheitbilde tilgte und damit in die alte Gleichung einen neuen Faktor einsetzte. War die alte Formel an sich unrichtig, so wird sie durch die neue Einstellung um keines Haares Breite richtiger. Und nun kommt ein ganzer Trupp von Korrektoren auf den Plan, jeder setzt an die Stelle des zweifelhaften Faktors einen neuen, noch viel zweifelhafteren und Niemand denkt daran, einen ernstlichen Beweis für seine Behauptung zu erbringen.

Daß nicht die Konvulsion das A und das O der Hysterie bildet, ist klar. Der Satz des Willisius ist falsch: der Krampf, den wir einen hysterischen nennen, ist nicht charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, sondern ein Symptom der Nervenüberspannung. Das Selbe gilt für Charcots Stigmata: es sind Symptome, die uns in der ganzen Breite menschlicher Schwäche und Hinfälligkeit begegnen. Und das Selbe gilt vom hysterischen Charakter: er ist ein Symptom der geistig Minderwerthigen und Entarteten. Folglich ist nichts von Alledem, was wir hysterisch zu nennen belieben, das Zeichen eines bestimmten, in sich geschlossenen und aus der Reihe anderer Leiden zu trennenden Uebels. Man darf von hysterischen Symptomen nur sprechen, wenn man sich der historischen Bedeutung des Wortes entsinnt, sonst nicht.

Und mit diesem hohlen Wahngebilde, diesem leeren Schatten experimentirt man heutzutage noch vor Gericht, wenn das Leben oder sogar die Ehre eines Menschen auf dem Spiele steht! Wann endlich wirds anders werden? Dr. Armin Steyerthal.

Das einzige Gebot.

Gott ist die Liebe.

Erste Epistel Johannis IV, 16.

Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist völlig in uns. Erste Epistel Johannis IV, 12.

Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst Gott Deinen Herrn lieben von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. In diesen zwei Geboten liegt das ganze Gesetz und die Propheten. Matthaeus XXII, 36.

Der ganze christliche Glaube beruht auf der Liebe. Das wissen wir Alle. Wir wissen es nicht nur, weil es im Evangelium steht, sondern auch, weil es uns ins Herz geschrieben ist. Man rede irgendeinem Menschen, Russen, Deutschen, Chinesen, Japaner, Hindu, einem Dieb, einem Räuber, einem Henker von Liebe: Jeder findet, daß es besser wäre, wenn die Menschen in Liebe mit einander lebten; Jeder weiß, daß man besser in Liebe als in Feindschaft und Haß lebt, und weiß sogar, daß man so leben kann. Woher kommt es nun, daß wir Christen (ich will von Anderen ganz absehen), die doch wissen, daß es gut ist, in Liebe zu leben, und daß man so leben kann, und es obendrein aus dem Evangelium wissen, das wir für ein heiliges Buch halten, woher kommt es, daß wir nicht in Liebe leben, sondern in Feindschaft und Haß?

Daher, daß uns im Evangelium und in unserem Herzen eine Religion, nämlich die der Liebe, und ein einziges Gebot: das Gebot der Liebe gegeben ist; daß wir aber außer dem Glauben an die Liebe noch viele andere haben, außer dem Gebot der Liebe noch viele andere Gebote für göttlich halten und mehr diese anderen Gebote als das eine der Liebe befolgen.

Ein Herr trug Arbeitern eine Arbeit auf; befahl ihnen, sie gut auszuführen, und versprach ihnen dafür ein gutes Leben. Da fanden sich aber unter den Arbeitern Leute, die sich nicht nur durch Arbeit, sondern auch dadurch, daß sie dem Herrn gefällig waren, und durch andere Werke ein gutes Leben verschaffen wollten. Diese Leute erfanden alle möglichen Dinge, um dem Herrn gefällig zu sein, und führten sie auch aus; die aufgetragene Arbeit aber thaten sie nur, wenns ihnen einfiel, oder thaten sie gar nicht. Einzelne Arbeiter meinten sogar, daß der Herr all die Werke, durch die man ihm zu dienen glaube, nicht brauche, und hörten zu arbeiten auf. Andere erklärten einfach, es gebe keinen Herrn; man müsse nur für sich leben und arbeiten. Und da wurde das Leben der Arbeiter schlimm und schlecht. Also ergehts

auch den Menschen, die außer der Religion der Liebe noch andere Religionen eingeführt haben. Sie sagen zwar stets, daß sie an all diese Religionen und an deren Gebote glauben; doch sie gehorchen nur leichten Geboten und solchen, die Lob eintragen. Das Gebot der Liebe aber befolgen sie nur in Worten; handeln ihm aber auf Schritt und Tritt zuwider. Statt, nach dem Gebot der Liebe, mit einander zu theilen, leben die Reichen in Luxus mitten unter hungernden, von Arbeit erschöpften Armen; die Armen aber hassen die Reichen und suchen ihnen Böses zu thun. Statt den Nächsten zu lieben und ihm zu vergeben, quälen die Menschen einander, vernichten, verurtheilen, verbannen und töten einander. Das ist noch nicht Alles. Gute, verständige Menschen, die gelernt haben, daß man Gott durch allerlei Formeln und Gebete, die Einer dem Anderen übermittelt, dienen könne, kommen manchmal zur Vernunft und begreifen, daß all Dies nur Menschenerfindung ist; dann achten sie keinen Kirchenglauben und kein Gebot mehr. Es giebt sogar Leute (ihrer werden von Jahr zu Jahr mehr), die nicht nur an kein göttliches Gebot, sondern an Gott selbst nicht mehr glauben. In unserer Zeit wächst die Zahl der Leute, die nichts mehr glauben, nichts mehr denken und nicht wissen, wozu sie in der Welt sind und was sie in ihr zu thun haben. Dadurch ist unser Leben so schlecht und wird mit jedem Jahr, Monat und Tag schlechter.

„Gut; es giebt nur eine wahre Religion, die der Liebe, und nur ein Gebot, das der Liebe. Worin besteht denn aber die Religion, worin der Gottesdienst und was ist der Inhalt der Gebete, durch die man sich an Gott wendet?“ So fragen die Leute. „Wenn man sich an die gewöhnliche Religion hält, weiß man, wer Gott ist, von wem Alles geschaffen ist, zu wem man zu beten und von wem man Gnade zu erhoffen hat. Wenn man aber nur an die Liebe glaubt, hat man keinen richtigen Gott und keine Gottesverehrung. Ohne richtigen Gott und Gottesverehrung haben die Menschen noch nie gelebt; können sie auch nicht leben.“ So werden die Menschen sagen, wenn man ihnen statt eines verständlichen Gottes, zu dem man beten und dem man dienen kann, eine unverständliche Religion der Liebe giebt.

Die Behauptung, daß die Menschen nie ohne bestimmten, den meisten verständlichen Gegenstand des Glaubens und ihm entsprechende Verehrung gelebt haben, ist richtig. Der Irrthum besteht darin, daß die Liebe den Menschen nicht als bestimmter, den meisten verständlicher Gegenstand der Religion und die solcher Religion angemessene Thätigkeit nicht als bestimmte, der Mehrzahl verständliche Gottesverehrung gilt. Sie denken so, weil sie gewöhnt sind, als Hauptgegenstand des Glaubens sich ein menschenähnliches, ewiges, allmächtiges Wesen, einen fürsorglichen Schöpfer vorzustellen, der durch übernatürliche Kräfte den Menschen seinen Willen offenbart; sie sind an eine der Form, der Zeit und dem Ort nach genau bestimmte, äußere Handlungen fordernde Gottesverehrung so gewöhnt, daß der bloße Glaube an die weder äußere Formen noch

bestimmte Gottesverehrung heischende Liebe ihnen unklar, der Mehrzahl unverständlich und sogar zweideutig erscheint. Und doch ist der eine Glaube an die Liebe und die daraus entspringende Gottesverehrung nicht nur mindestens eben so klar und den meisten einfachen Leuten eben so verständlich wie die von Menschen eingeführten Religionen mit vielen Gegenständen des Glaubens und vielen Geboten, sondern sie bieten noch den großen Vortheil, daß, während all diese einander widersprechenden, einander bekämpfenden, die Menschen zu Haß, Mord und Kriegen führenden Religionen die Leute entzweien, der Glaube an die Liebe allein hält, was er versprach, nämlich: alle Menschen in einem Glauben und einer Gottesverehrung zu einen.

Und dieser Glaube giebt von allen die sicherste Zuversicht. Wie tief Einer auch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist: ihm wirds schwer, sich des Zweifels zu erwehren, wenn er hört, daß Andere eben so fest von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt sind und seine für falsch halten. Nur den Menschen, der sich zu einem allen Menschen gemeinsamen Glauben bekennt, zu dem der Liebe, kann kein Zweifel an der Wahrheit seines Glaubens beschleichen. Ist doch jede Religion nur die Anerkennung eines Prinzips, das der Mensch nicht mit dem Verstand begreifen, ohne das er aber weder sein Leben noch das der Welt verstehen kann und an das er deshalb glauben muß. Solches Prinzip waltet in allen Religionen. Es ist Brahm, Jehova, Allah, das Tao der Taotisten, das Tanga der Buddhisten, die Materie der Materialisten. Solches Lebensprinzip erkennt auch der Glaube an die Liebe; während aber in allen Religionen, der jüdischen, brahmanischen, kirchlich-christlichen, mohammedanischen, dieses Prinzip Gott heißt und als mehr oder weniger persönliches, allmächtiges, ewiges Wesen vorgestellt wird, dessen Wille und Handlungen den Menschen durch Wunder und Offenbarungen bekannt sind, wird in der Religion der Liebe dieses Prinzip, das auch hier Gott heißt („Gott ist die Liebe"), den Leuten nicht durch menschliche Ueberlieferung, sondern durch die in allen Seelen wirkende Kraft seines Wesens erkennbar.

Der Glaube an das Gebot der Liebe besteht darin, daß wir Gott nur in uns erkennen können. Und wir erkennen ihn nur von der Seite, von der er sich uns offenbart. Er offenbart sich uns aber durch die Liebe. Wenn wir ihn also auch nicht in seiner Ganzheit erkennen, sondern nur von der einen Seite, von der er sich uns offenbart, wissen wir doch, daß er lebt, kennen seine Eigenschaft, die wir in uns beobachten, und wissen, was er von uns will. Dieser Glaube ist in allen Religionen der Welt ausgedrückt, von den ältesten der Egypter und Hindu an, sogar in der heidnischen Vorstellung und mit klarster Bestimmtheit in der Lehre Christi.

An die Liebe glauben, heißt: bekennen, daß unseres Lebens Grundprinzip ein unerreichbares Wesen ist, das sich in uns durch die Liebe offenbart. An ein einziges Gebot glauben, heißt: bekennen, daß Gott in uns lebt und sich durch die Liebe in uns offenbart. Die Gottesver-

ehrung besteht hier, wie in jeder Religion, darin, daß man thut, was der Glaube befiehlt, und unterläßt, was er verbietet. Doch während die Gottesverehrung in allen anderen Religionen viele Thaten und noch mehr Unterlassungen verlangt, fordert sie hier nur eine That und nur eine Unterlassung. Der Glaube, in dem man Gott Etwas zu Gefallen thun, ihm dienen kann, verlangt die Anerkennung der Unfehlbarkeit bestimmter Schriften und Personen, den Besuch von Kirchen, das Hersagen bestimmter Gebete zu bestimmter Zeit und die Erfüllung vieler anderen Gebote. Die Zahl der Verbote ist noch größer. Nicht nur Mord, Diebstahl, Ehebruch wird verboten, sondern auch die Verehrung anderer Götter, der Genuß bestimmter Speisen zu bestimmter Zeit, die Entweihung von Gegenständen, die für heilig gelten. Solcher Gegenstände aber giebt es eine ungeheure Menge. Der eine Glaube dagegen verlangt von jedem Menschen nur Eins: Liebe. Liebe zu Gott, dem Gott, der in uns und in allen Menschen lebt. Gott in sich lieben, heißt: nach der höchsten Vollkommenheit in der Liebe streben; Gott in anderen Menschen lieben, heißt: in jedem Menschen den selben Gott erkennen, der in uns lebt, und deshalb anderen Menschen nicht Das thun, was man selbst will, sondern Das, was der Gott will, der in allen Menschen lebt. Diese Verehrung nicht unterlassen, heißt: stets an Gottes Gegenwart denken und Alles beseitigen, was mit seiner Anwesenheit im Menschenherzen unvereinbar ist; das Gebot der Liebe zu Gott, der in anderen Menschen wohnt, nicht übertreten, heißt: nicht nur dem Nächsten nicht schaden, ihn nicht kränken, keinen Menschen vernichten, sondern ihn als heiligsten Gegenstand auf der Welt achten und verehren. Im Wesentlichen laufen die positiven und die negativen Gebote des Glaubens an die Liebe auf das Selbe hinaus: auf das Bekenntniß, daß Gott im Menschen lebt und daß man ihn deshalb weder in sich noch in irgendeinem Anderen verletzen darf.

Einem unvernünftigen Knaben redete man ein, er sei nicht der Sohn seiner guten, lieben Mutter, die ihn aufgezogen hat, sondern einer wunderbar schönen, mächtigen, alle möglichen Wunder verrichtenden Zauberin, die ihm unendliches Glück verschaffen könne, wenn er sie anbete. Das glaubte der Knabe und sagte sich von seiner Mutter los; er hört nicht mehr auf sie, genießt nicht das Gute, das sie ihm giebt, sondern wartet auf die Wunderspenden der Zauberin. Er glaubt nicht nur die Erzählungen von all den Wundern, die diese Zauberin verrichtet habe, sondern ersinnt selbst neue und glaubt an sie, obgleich er nie Wunder gesehen hat. Und je länger es dauert, um so fester glaubt er an die Zauberin, weil, seit er sich von seiner Mutter losgesagt hat, seine ganze Hoffnung auf der Zauberin beruhen muß. So betet er und bittet immer um Wunder. Aber die Zeit vergeht, die Wunder bleiben aus und er beginnt, an der Zauberin zu zweifeln. Da er aber einmal seine Mutter aufgegeben hat, kehrt er nicht zu ihr zurück, sondern handelt, statt nachzugeben, ihr in Allem zuwider.

So ist es den meisten Menschen ergangen. Wie jener unvernünftige Knabe kennen sie nicht ihre einfache, gute, stets mit ihnen lebende Mutter; wollen Die nicht kennen, die sie unablässig liebt und ihnen nicht eingebildetes, sondern wahres Glück giebt. Diese Mutter ist der Gott der Liebe, der uns das Leben gab und giebt und uns allein das wahre Glück verschafft. Und um an diese Mutter, diesen einzigen den Menschen zugänglichen Gott, die Liebe, glauben zu lehren, sind keine Wunder nöthig, und um von ihm das Glück zu erlangen, keine Bitten und Gebete, sondern nur Eins: wie der Knabe nicht an dummes Zeug und Betrug, sondern an seine Mutter glauben soll, so brauchen auch die Menschen nur an den Gott der Liebe zu glauben, der in der Seele jedes Menschen lebt. Dann wird ihnen das Glück, nach dem Jeder trachtet, und kann ihnen nimmermehr genommen werden, weil es ihnen durch keine äußere Macht, sondern nur durch die eigene Thätigkeit verliehen wird. Wer sich dem Gott der Liebe hingiebt, erlangt sicher das Glück, dessen seine Seele bedarf.

Man wundert sich oft darüber, daß die Menschen an so sonderbare, dumme Ueberlieferungen glauben. Und das Wunderlichste ist, daß an all diese Dinge oft ganz vernünftige Leute glauben und sich die größte Mühe geben, all diese offenbar überflüssigen und unmöglichen Dinge zu rechtfertigen. Woher kommt Das? Daher, daß die Leute den Glauben verloren haben (weil ihnen ein falscher beigebracht ward), den natürlichen, verständlichen, nothwendigen, nicht nur den Glauben, sondern das Bewußtsein ihres geistigen Zusammenhanges mit dem Gott der Liebe. Nachdem sie dieses Bewußtsein aber verloren hatten, brauchten sie Etwas, das es ersetzen könne. Und um dieses verlorene Bewußtsein zu ersetzen, erfanden sie einen Gott, durch dessen Existenz sie ihren Zusammenhang mit der Welt erklären konnten. Um aber sich und Andere dahin zu bringen, daß sie an einen so sonderbaren, mit dem Hauptgottesbegriff des Außerräumlichen, Außerzeitlichen, mit dem Verstande nicht zu Erfassenden unvereinbaren Gott glauben konnten, mußten sie ihn sich ganz besonders, über allen Menschen, unbegreifliche Werke, Wunder verrichtend vorstellen. Und je mehr Wunder geschähen, um so stärker, meinte man, müsse der Glaube sein. Dazu waren aber, beim Fehlen jedes Zusammenhanges mit dem Prinzip, das den Glauben an die Liebe giebt, nicht nur Wunder nöthig, sondern noch viele andere Dinge....

Wenn die Menschen nur halb so fest, wie sie jetzt an viele Gebote, an Bücher, die unwiderlegliche Wahrheiten enthalten sollen, an Wunder, die Niemand gesehen hat, glauben, an das eine Gebot glauben wollten, das Gott für alle Menschen gegeben hat und das ins Herz jedes Einzelnen geschrieben ist, an das eine immerwährende Wunder der Gegenwart Gottes in der Seele des Menschen, und wenn sie die Gottesverehrung, die aus diesem Glauben entspringt, nur halb so eifrig bekunden wollten, wie sie jetzt ihre privaten und sozialen Pflichten erfüllen: wie bald würden sie dann all die Schrecken ver-

gessen, die sie sich jetzt bereiten! Ganz von selbst, ohne äußere Erschütterungen, würde das den Menschen unserer Zeit und der christlichen Welt angemessene Leben beginnen, das jetzt durch grausame, mit rechter Liebe unvereinbare Werke der Gewalt erreicht werden soll.

Aber wie ist Das möglich?

Man braucht nur Eins: Glauben; nicht an Menschen, sondern an Gott. Man braucht nur aufzuhören, an Menschen zu glauben, und anzufangen, an Gott zu glauben, nicht an den in Büchern beschriebenen, sondern an den Gott, der in unserer Seele lebt und der uns unaufhörlich davon spricht, wer er ist, wer wir sind und wie wir nach seinem Willen leben müssen. Wenn die Menschen erst glauben, daß es in der Welt nur ein Heiligthum giebt: den Menschen, nur einen einzigen Gegenstand, der von Menschen nicht beschimpft und nicht beleidigt werden darf: abermals den Menschen, den Träger des göttlichen Prinzips, dann werden nicht nur alle Hinrichtungen und Kriege, sondern auch alle Gewaltthaten des Einen gegen den Anderen unmöglich.

Sagt einem Buddhisten, einem Mohammedaner, er solle die leblosen Gegenstände, die er für heilig hält, entweihen: er wird lieber jede Entbehrung auf sich nehmen, sich lieber töten als Das entweihen lassen, was er für heilig hält. Genau so würden Christen denken, die auch für ihr Handeln gegen Andere christlich erzogen wären. Weder durch verheißenen Vortheil noch durch angedrohte Strafe, auch nicht durch die ärgste, wären sie zu bewegen, dem einen Gebot der Liebe zuwiderzuhandeln; sie würden den Gott in ihrem Innern und im Nächsten nicht beschimpfen und entehren lassen. Ein Mensch, der an dieses eine Gebot glaubt, könnte weder unmittelbar noch mittelbar an Werken mitwirken, die mit der Liebe unvereinbar sind; nie das Leben Anderer beschimpfen, entehren, zerstören, vernichten. Wenn aber immer mehr Leute aufhörten, an solchen Werken mitzuwirken, dann käme von selbst (ich will nicht sagen: das Reich Gottes; die vollkommene Erfüllung Dessen, wonach die Menschen trachten, wird nie eintreten, so lange Leben im Menschen ist) die Scham über die Menschen und würde sie hindern, Herrscher oder freiwillig Knecht zu sein. Man würde sich schämen, reich zu sein, Land zu besitzen, Krieg zu führen, andere Völker für Feinde zu halten. Die Menschen wüßten dann, was sie nicht thun dürfen, und das thierische, der Vernunft und dem Gefühl widrige Leben, das wir jetzt führen, könnte nicht länger fortdauern.

„Selbst wenn das Gebot der Liebe das einzige Gebot Gottes wäre, bliebe die Erfüllung in der Art, wie sie das Evangelium fordert, unmöglich.“ So sagen Leute, die viele von der Kirche eingeführte Glaubensregeln und Gebote befolgen. „Um dem Gebot der Liebe im evangelischen Sinn zu gehorchen, muß man die Angehörigen hassen und im Stich lassen, darf dem Bösen nicht durch Gewalt widerstreben, muß Bettler werden, muß dem Leben entsagen. Das kann kein Mensch. Und deshalb bemühen wir uns, ohne dem Gebot der Liebe ganz den

Gehorsam zu versagen, Gott durch die Erfüllung seiner anderen Gebote zu dienen, und dürfen so hoffen, bei unvollkommener Erfüllung der Gebote Gottes Verzeihung zu erlangen.“ So sprechen Leute, die sich zum kirchlichen Glauben bekennen. Aber die christliche Lehre fordert nicht (und kann nicht fordern) ein völliges Aufgeben seines physischen Lebens; sie zeigt dem Menschen nur das höchste Ideal, nach dem er streben muß, macht aber die Erfüllung des Gebotes nicht von einer in diesem Leben unerfüllbaren Forderung abhängig. Wer sagt, das Gebot der Liebe sei, weil es auf ein unerreichbares Ideal hinweist, unausführbar und die Abweichung könne durch gehorsame Fügung in andere Gebote gesühnt werden, gleicht dem Wanderer, der, weil Berge und Flüsse ihn hindern, den von seinem Kompaß gewiesenen Weg zu gehen, von der graden und kürzesten Straße abbiegt, den Kompaß nicht mehr befragt und andere Merkmale sucht, die für die Richtung seines Weges bedeutunglos bleiben müssen. Weil die vollkommene, gänzliche Entsagung in sich schließende Erfüllung des Gebotes der Liebe nicht erreichbar ist, soll der Mensch sich zu anderen göttlichen Geboten bekennen? Dieser Trugschluß lenkt die Menschen vom wahren Leben ab. Die Gewöhnung an ein Leben der Liebe in Thaten, Worten und Gedanken ist nicht nur möglich: erst ein solches Leben sichert den Menschen völlige Freiheit und stetiges Glück.

Jasnaja Poljana; im Juli 1910.

Lew Tolstoi
(geboren: 9. 9. 1828).

Anzeigen.

Gründe und Abgründe. Präludien zu einer Philosophie des Lebens. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Die moralische Weltanschauung der Menschheit ist auf die Idee der inneren Wiedergeburt gegründet. Wie er unmittelbar ins Leben tritt, ist der Mensch ein Stück Natur, das in Atome zu zerfallen droht. Doch es gibt einen Moment der inneren Schau, in dem sich ihm das Bewußtsein einer höheren Ordnung der Dinge erschließt, einer absoluten Einheit und Vollkommenheit, die er, indem er sie nach außen projizirt, die Gottheit, indem er sie als sein eigenes Wesen erfaßt, die Persönlichkeit nennt. Gott suchen und sich selber suchen, ist im tiefsten Grunde Eins. Beides heißt: den ewigen Mittelpunkt des Seins suchen. Der Augenblick, in dem er von Menschen gefunden wird, ist sein genialles Erlebnis, ist der Augenblick seiner inneren Wiedergeburt. Dieses Wortes Sinn wird uns klar, wenn wir darin die Ueberwindung der Macht durch den Werth sehen. Solange wir die Welt als Natur, als einen ungeheuren Komplex von Phänomenen betrachten, der keinen Anfang, kein Ende, keine Mitte hat, steht sie uns als eine fremde Macht gegenüber, die uns vernichten muß, wie sie uns geschaffen hat. Erst

wenn wir hinter diesen Aspekt eines blinden, ziellosen Werdens zurückgehen und in unserer eigenen Seele den ruhenden Pol erfassen, der uns zugleich dem ewigen All-Sein verbindet, kommt jener Drang zur Ruhe und wir entdecken in unserer Persönlichkeit wie in der kosmischen Harmonie, die sie spiegelt, den absoluten Werth, den uns die chaotische Flucht der Erscheinungen vermissen ließ. Den Urgegensatz von Macht und Werth hat gleichsam als Leitmotiv des Universums von je her die philosophische und religiöse Weltanschauung erfaßt und zu lösen gesucht; die religiöse zumal in dem Uebergang vom alten zum neuen Bund. Aber das Verhältniß wurde zu dunkel und zu abstrakt vorgestellt, zu mystisch oder zu begrifflich. Es in der konkreten Fülle und Anschaulichkeit der inneren, seelischen Erfahrung aufzusuchen, es als ein Schicksal und Erlebniß zu behandeln, es aus den Tiefen des persönlichen Daseins als eine unmittelbare Nothwendigkeit zu schöpfen, ist die Hauptabsicht und der Zweck meines Buches, das daher in seiner Betrachtungart als eine Psychologie oder Phänomenologie von Macht und Werth bezeichnet werden könnte. Den Ausgangspunkt habe ich in den Phänomenen des Machtwillens gesucht, die sich dem modernen Empfinden greifbar darbieten: in Aesthetizismus und Sentimentalität, in der Eitelkeit und Eifersucht, in Sadismus und Masochismus und erst abschließend im Phänomen des Plebejers und des Caesars, des Eroberers, des Mächtigen κατ' ἐξοχήν. In bewußtem Widerspruch zu der herrschenden Auffassung, die im Caesar und Plebejer, im Herrn und im Knecht die äußersten Gegensätze erblickt, versuche ich, Beide als zwei innerlich identische Erscheinungformen des selben Phänomens darzustellen: „Der Herr ist des Knechtes Knecht, wie der Knecht auch Herr über den Herrn ist." Der Machtsphäre, die sich eben so in dem Bestreben kundgiebt, die Herrschaft über die äußere Natur zu gewinnen, also in aller Civilisation, worunter Politik, Technik, sogar wissenschaftliche Forschung zu begreifen sind, steht die Sphäre des Werthes gegenüber, die sich in der Kultur offenbart, vor Allem in Religion, Philosophie und Kunst. Das Wesen des Werthes ist Einheit, Durchdringung; er muß sich, wie das Licht, schrankenlos jedem Atom mittheilen. Das Wesen der Macht ist Entzweiung, Einseitigkeit, Ausschließung; sie ist undurchdringlich wie die Materie. Es genügt aber nicht, Macht und Werth in ihren äußersten Extremen, etwa im Caesar und im religiösen Mystiker, als zwei unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberzustellen. Das Räthselhafte besteht vielmehr darin, daß sie einander durchdringen und so erst das konkrete geistige Leben erzeugen. Aus dieser Durchdringung entsteht vor Allem das Phänomen der Individualität: sie ist ein Werth, sofern sie die ganze Welt in sich aufnimmt, und sie ist eine Macht, sofern sie Dies eben in ihrer einzigen, individuellen Art vollbringt, sofern sie sich den fremden Individualitäten entgegensetzt.

Wien. Dr. Oskar Ewald.

Zusammenbruch. Roman von Hermann Bang. Verlag von Hans Bondy in Berlin.

Ein dänischer Kulturroman. Die Geschichte des plötzlichen, historisch eben so unmotivirten wie unmöglichen Aufstiegs eines kleinen Landes ohne jegliche Expansionfähigkeit, das der Krieg obendrein verstümmelt und gelähmt hat. Ein schnelles Emporschießen schwindelhafter Riesenunternehmen auf unfestem Baugrund und auf schlechtem Fundament. Ein Vertuschen und Verdecken der inneren Unsolidität durch prunkhaften, fabrikmäßig hergestellten Aufputz. Ein für kurze Zeit das Auge der Menge blendender Glanz billiger Imitationen. Und dann der schnelle Zerfall; das Zerbröckeln und Reißen des aufgeklebten unechten Prunkes; das Aufsteigen des Grundwassers in die ungenügend gesicherten Mauern. Wir sind im Dänemark der achtziger Jahre und Hermann Bang erzählt die Geschichte seiner Gründertage. „Stuck" heißt das Buch im Dänischen. Stuck: Bewurf, Verputz. Mit einem Wort zeichnet dieser Titel die Lage: Verputz ist die Signatur der gemachten Entwickelung. Verputz, der bald schadhaft wird, abblättert und zerfällt; den der Dichter abschält, um den wahren Zustand seines armen, geschwächten, zu Unthätigkeit und Träumerei verurtheilten Landes in einem unerbittlich wahren Spiegelbild zeigen zu können. Bitter ist dieses Buch, trotz seiner unbewegt ruhigen Darstellungweise; voll der Bitterkeit Dessen, der heimathlos sein muß, da er im Vaterland keinen Platz findet, auf dem er sicher stehen, von dem aus er in starker Gemeinschaft mit dem nationalen Leben wirken und gedeihen könnte. Im Mittelpunkt des Romans steht die Geschichte eines Theaterunternehmens, in dessen Schicksal sich das Schicksal der ganzen Epoche spiegelt. Das Viktoriatheater ist ein Kreditbau im protzenhaften Stuckstil einer Emporkömmlingsgeneration, die noch keine natürlich gewordenen ästhetischen Konventionen und Traditionen hat. Ein Unternehmen, dem eine gewaltige Zukunft zugedacht war; das eine Weile florirt; dann aber, seit dem Sinken der Wirthschaftkonjunktur, in seinen Erfolgen bedenklich abflaut und mit äußerster Anspannung seines Kredites, mit falschen, zum Zweck der Täuschung der Geldgeber künstlich heraufgeschraubten Besuchsziffern und schließlich mit straffälligen Fälschungen einen Verzweiflungskampf kämpfen muß, der den Ruin nur noch beschleunigt. Mit diesem Theater ist das Schicksal der dänischen Jugend und ihrer Ideen fest verknotet. Von hier aus wollten sie den großen Traum, der in der Luft liegt, den von der Centralisation, verwirklichen. Von hier aus sollten die skandinavischen Künstler und Dichter zu den stammverwandten Völkern reden. Von hier aus sollten ausgedehnte Gastspiele skandinavische Kunst bis in des Nordens äußerste Bezirke hinauf tragen. Und von hier aus soll die große Spracheneinigung der Brudervölker angebahnt werden. Geistige Erwerbungen soll Dänemark machen, da ihm zu Landeroberungen die Wege abgeschnitten sind. Zukunftfesten will diese dänische Jugend bauen; aber sie baut nur Luftschlösser in rinnenden Sand; und sie

kommt zu Schaden, weil sie weder den kulturellen noch den wirthschaftlichen Untergrund richtig zu beurtheilen wußte, auf dem sie zu bauen begann. Den ganzen Organismus des Theaters hat Bang vor uns lebendig gemacht. Aber dieses Theater mit seiner Geschichte steht so unlöslich fest in dieser dänischen Gesellschaft, daß es nur wie ein Transparent ist, durch das man auf die fließende Bewegung der Zeit blickt. Mehr als jedes andere ist dieses Buch Bangs eine dänische Angelegenheit. Aber es ist wiederum, abgesehen von den rein artistischen Werthen, eine Angelegenheit Jedes, der dem menschlich-künstlerischen Phänomen Hermann Bang, das nun schon geraume Zeit in der europäischen Literatur sichtbar ist, näher kommen will.

Köln. Peter Hamecher.

Die Halsbandgeschichte. Erzählt von Wilhelm Schäfer. München, bei Georg Müller.

Bevor ich von dem Buch rede, möchte ich zwei Sätze herauslösen und in Sicherheit bringen. Sie handeln von Marie Antoinettes Mitwirkung in dem Halsbandprozeß. Erster: „Sie bedachte nicht, daß die Sprüche der sogenannten Oeffentlichkeit eine eigene Wahrheit haben, mehr von der Volksstimmung als von der Richtigkeit gemacht; und daß es Sache der Könige sein muß, diese Wahrheit zu kennen, aber nicht, sich ihr zu unterwerfen.“ Zweiter: „Sie handelte, wie alle Willkür; erst rief sie selber die öffentlichen Gerichte an; als die nicht nach ihrem Sinn das Urtheil sprachen, trat doch Gewalt vor Recht. Und alles Unrecht, was ihr in dieser Sache geschehen war und noch geschah, war doch nicht schlimmer, als daß sie nun den König antrieb, das Urtheil eigenmächtig zu korrigiren.“ Die berüchtigte Halsbandgeschichte brauche ich hier nicht nachzuerzählen. Man weiß, wie die kleine La Motte den Prinzen Rohan geprellt hat und wie dieser Handel in Leben und Geschick der unglücklichen Tochter Maria Theresias eingriff. Wie die Königin, um sich zu retten, blindwüthig vorgeht und sich, als ob sie ein vorbestimmtes Schicksal als der eigene Henker vollziehen müsse, doch nur tiefer verstrickt. Wilhelm Schäfer erzählt in seiner ruhigen, festen Art, wie das Alles kam, kommen mußte. Was da mit uns spielt, kennen wir nicht und die Griffe der Geisterhände, die uns halten, lassen sich nicht berechnen. Es ist oft im Leben so, daß die Ereignisse über uns kommen und wir willenlos handeln müssen, als ob ein fremder Wille sich durch uns zu vollenden sucht. Wie ein Standbild hat Schäfer die Geschichte in unsere Zeit gestellt. Er wollte, indem er sie auf ihre wesentlichen und menschlichen Züge zurückführte, sie auf ihre ewige, sinnbildhafte Formel bringen. Die Manon Lescaut-Gestalt der La Motte, die Portraits Rohans und Cagliostros sind sicher hingesetzt wie von der Hand alter Meister. Und auch die ganze Luft der Abenteuer ist wundervoll wirksam.

Köln. Peter Hamecher.

Mirèio.*)

Vom Abendhimmel grüßt uns, erdenfern,
Jahrhunderten ein mild erfreuend Schauen,
mit immer hellerm Glanz ein schöner Stern

Dort wohnt die höchstgefeierte der Frauen,
die einst des hehren Dichters Flammenlied
zum Himmel hob, in gläubigem Vertrauen;

und um die Hohe reiht sich, Glied an Glied,
die Blumenkette lieblicher Gestalten,
die Gott zu Beatricens Sitz beschied;

die rein und schön, gleich ihr, auf Erden wallten,
geliebt und liebend, und zu deren Preis
der Sängerfürsten goldne Harfen schallten.

Nur selten mehrt sich der Erlauchten Kreis
und dann entstrahlt dem lichten Sternenthrone
verstärkter Glanz, auf göttliches Geheiß.

Und jüngst, auf daß sie bei den Seligen wohne,
ward auch Mirèio dort empor gesandt,
von Leid verklärt und von der Schönheit Krone.

Da bot ihr schwesterzärtlich Mund und Hand
Toskanas Stolz, ihr Gruß und Kuß zu geben,
und sprach: Willkommen aus Provencerland,

Du wirst, und der Dich sang, unsterblich leben!

Frankfurt am Main. August Bertuch.

Rembrandt.**)

Rembrandt kam von dem Begräbniß seiner Frau in sein Haus zurück. In der Breestraat lag es, mitten im amsterdamer Judenviertel. Die reichen Verwandten seiner Frau, die mit draußen auf dem

*) Diesen Vorgesang hat Professor Bertuch seiner schönen deutschen Mirèio-Ausgabe, der besten Nachdichtung, die dem Meisterwerk Mistrals bisher wurde, vorangeschickt; sie ist bei Cotta erschienen.

**) Ein Blatt aus der Silhouettensammlung „Schattenrisse", die der liebe, reiche Poet Herbert Eulenberg im Verlag von Bruno Cassirer erscheinen läßt und die allerlei Große und Mittelwüchsige allerliebst im Temperament eines eigensinnig träumenden Dichters spiegelt.

Friedhof gewesen waren, hatten ihn verlassen. Sie liebten diese mit jüdischen Trödlern und Bettlern gefüllten Gassen nicht und einer hatte sogar auf dem Wege zum Grabe ziemlich laut gesagt, seine Base Saskia sei an der schlechten jüdischen Luft so früh zu Grunde gegangen. Und dann hatten sich noch einmal alle Augen der reichen Sippschaft auf den Maler Rembrandt gerichtet, der als ein armer Müllerssohn die Frechheit gehabt hatte, ihre reiche Verwandte zu heirathen, und nun noch lebendig dastand, mit seinem breiten plumpen, gemeinen plebejischen Gesicht, während man den Sarg seiner Frau am Strick in die Erde hinunterließ. An den stumm beredten Ausdruck dieser Augen, mit dem nur reiche Holländer einen armen Schlucker ansehen können, dachte der Maler, als er den Schlüssel in das Schloß seiner Hausthür steckte. Er zog seine schwarzen Handschuhe aus und wußte plötzlich nicht: hatte er die Szene gemalt oder erlebt? Dann hing er den breiten braunen Hut an einen Nagel, der aus dem Dunkel des Flurs aufleuchtete, und ging in seine Werkstatt über den Gang nach hinten. Er setzte sich vor seine Staffelei und sah sich das Machwerk, das daran hing, scharf und lange an. Es war sein Selbstbildniß, das er in den Tagen ihrer Krankheit, da er zu nichts Anderem Geduld fand, begonnen hatte. Da stand noch der Spiegel neben der Staffelei und fing seinen Kopf auf, als er sich vornüber beugte. Er sah hinüber und herüber und verglich die beiden Gesichter bis in die Schnurrbartspitzen. Also solch ein Kerl war er! Eine dicke, nicht ganz gerade Nase, nicht schöner als die des Sokrates, das Kinn sinnlich und nicht energisch vorgebaut, die breite Stirn über den scharfen Augen von dem vielen angespannten Sehen mit Falten gerad und quer überzogen. Und just diesen scheusäligen Kerl, dessen Bild im Spiegel sich ewig bewegte, während das auf der Staffelei ewig still stand, hatte diese schöne Frau, die man eben zu Grabe getragen hatte, sich unter vielen ausgewählt und lieb gehabt. Wo mochte da das Räthsel stecken? Und Rembrandt hatte, ohne daß er wußte, was er that, wieder zu malen angefangen und ließ seinen Pinsel kalt und ruhig zwischen den beiden Abbildern wie einen unbestechlichen Richter zwischen zwei Parteien hin und her gehen, um einen möglichst gerechten Vergleich herauszubekommen. Aber es wollte ihm heute nicht recht gelingen, unparteiisch zu sein, das höchste Ziel, das einem Künstler, der zwischen Gott und Natur steht, vorschwebt, zu erreichen. Er mußte immer an den Rembrandt denken, den die reichen Verwandten seiner toten Frau auf dem Kirchhof wie einen Räuber und Mörder angesehen hatten. Er stand auf und trat aus dem Zwielicht seiner Werkstatt an das Fenster, durch das aus dem Hof das Licht ganz abgedämpft wie in eine Krankenstube hineinsah. Das Blatt Papier fiel ihm ins Gedächtniß, das ihm irgendein Vetter oder Schwager auf dem Heimweg mit einem vorwurfsvollen und zugleich etwas hämischen Augenaufschlag zugesteckt hatte. Er zog das verknitterte Blatt aus der Tasche. Vermuthlich ein Traktätchen, wie es die Calviniſten, Remonstranten, Mennoniten (oder wie die Sekten in Holland alle

hießen) drucken und unters Volk vertheilen ließen, in dem mit vielen gelehrten und ungelehrten Sätzen aus einem schönen Bibelspruch etwas Unschönes gemacht worden war. Der Maler holte sein Augenglas hervor, um besser lesen zu können, und begann, ganz langsam, wie er es auf der Küsterschule in Leyden gelernt hatte, zu buchstabiren.

„Es ist nicht zu leugnen (non est negandum), daß der vermeintliche Maler Rembrandt van Rijn keineswegs die Erwartung erfüllet hat, welche das künstlerische Holland auf Grund seiner in Leyden gemachten Schildereien, insbesondere jenes fürtrefflichen Bildes von der Reue des Judas, auf ihn gesetzt hatte. Die braune Brühe, in die er die Bildwerke seiner zweiten Manier getunkt hat, um ein paar goldene Flecken heller und greller daherauszufischen, ist sowohl unnatürlich als auch unschön. Es ist nicht zu verwundern (non est mirandum), daß der Maler in Amsterdam auf diesen Knüppel- und Irrweg gerathen ist. Hört man doch die Kenner von ihm berichten und erzählen, daß er in einer finstern Baute im finstersten Viertel von Amsterdam hauset, die er mit türkischen Teppichen, Kaftans, indischen Schals und arabischem Rüstzeug vollgepfropft und noch verdunkelt hat, daß man darinnen nicht mehr weiß, ob draußen der Mond oder die Sonne am Himmel hängt. In solch einer Grube mag dann freilich ein Gesicht oder eine ausgestreckte Hand wie Silber oder der Stern von Bethlehem leuchten. Ist Das die ganze Herrlichkeit, die bei einem üppigen Wohlleben und Saufen mit den deftigen Herren der Kaisergracht herauskommt? Aber Afterkunst blendet nur die Pöbelplebs oder rohe Barbarenseelen. Wir aber, seine leydener Landsleute, die wir es wohlmeinen mit einem jeden Sohn unserer Stadt, fragen ihn: Wie lange will er wohl noch die Maulwurfsmalerei betreiben? Wartet er, bis unsere Geduld oder sein Talent zu Ende ist? Er soll es uns nicht zu weit treiben; denn unsere Geduld ist vielleicht noch schwächer als sein Talent. Warum malet er nichts Deutsches, Echtes, als da sind ein Stilleben oder eine Mühle, wie früher, statt des morgenländischen Plunders, den er uns auftischt?“

„Und so weiter!“ dachte Rembrandt und besah sich nur noch die Unterschrift des würdigen Traktamentes, das nach Galle, wie ein eingelegter Hering nach Essig, schmeckte. „Arent van Büchel aus Leyden“ stand darunter; und der Künstler wußte nun gleich, warum der Esel ihm über den Weg lief. Es war ein höherer Beamter und Rathsmitglied seiner Vaterstadt, der sich darüber gefuchst hatte, daß der Maler aus Leyden fort in die Hauptstadt verzogen war und die Mitgift seiner Frau in Amsterdam versteuerte. „Wenn ich am Meer hauste oder in der Sonne säße, würden sie so klug sein und daraus schließen, daß ich zu helle Farben habe; und wenn ich arm wäre, hieße es, daß ich reicher sein müßte!“ dachte der Maler und sah sich in seiner exotischen Werkstatt um. „Wo Licht ist, da ist Finsterniß, und wo Finsterniß, da ist Licht: mehr kann man in der Malerei, wie in der ganzen Welt, nicht lernen“, sprach er und zog sich selber an seinen Haaren wieder zu seinem Bild zurück. „Ich weiß nicht, was ich bin, und kann nur, was ich war,

wie dort meine Nase im Spiegel sehen.“ Das war aber ein Mensch, der heute seine tote Frau begraben, vorgestern die Amme seines Sohnes auf dem Schoß gehabt und ihr die Ehe versprochen und der in diesen Tagen die „Nachtwache“, eins der ersten Bilder der Welt, vollendet hatte. Ein Mensch, der wußte, daß, wenn er den Holzhammer neben sich an die Stubenthür auf der Seitenwand warf, ein junges Dienstmädchen erschien, Hendrikje gerufen, sein Söhnchen Titus auf dem Arm und einen Teller Suppe in der anderen Hand und daß sie selbdritt dann essen würden, als sei dieses Kind ihr eigenes, das selbe, das Saskia, die er geliebt, als letztes vor dem Sterben mit den Lippen berührt hatte. Aber er wußte nicht, ob er, der Mensch, dem die Tote dieses Knäblein anvertraut hatte, das er so liebte, nicht doch einmal die Mündelgelder dieses Kindes angreifen würde, wenn die Gläubiger, die unter dem Kommando des Konkursverwalters mit dem furchtbaren Namen Torquinius schon in sein Haus eingedrungen waren, ihn auf der Treibjagd in die Enge gepreßt hätten. Und bei Alledem war er so wenig ein Wüstling, daß er vier Fünftel der Zeit, die er wach war, der Arbeit weihte, und war ein so guter Vater, daß sein Sohn Titus, als er ein Mann geworden war, ihn mehr noch als sein eigenes Weib und seine Kinder lieb hatte.

So seltsam sah der Mensch aus, den er um sein Herz zu tragen hatte, bis er in einer Oktobernacht im Jahr 1669 erlosch. Wo waren die Engel, die er so oft gemalt hatte, als er in den letzten Wochen seines irdischen Daseins, die Binde unter der Mütze über die Stirn geknüpft, um die ewigen Kopfschmerzen zu lindern, die Augen trüb und halb blind vom Fusel abends wie eine Nachteule in den Schnapskneipen des Armenviertels von Amsterdam herumkroch? Warum that der Himmel, der ihm so viel verdankte, nicht einmal seinen Mund auf, um diesem zitternden, fast erblindeten Greis, den die Gassenkinder verhöhnten, ins Ohr zu flüstern: „Du bist der größte Maler, den die Welt geboren hat?“ Der Totengräber, der am Sterbemorgen in Rembrandts Stube kam, um zu sehen, ob man den Geistlichen bei dem Begräbniß bezahlen könne, stellte grinsend fest, daß außer dem Malergeräth und dem wollenen Kleiderflaus nichts vorhanden sei und daß man von einer Predigt und dem Segen an seinem Grab absehen müsse. Wo ihr größter Landsmann begraben liegt, wußte nach drei Jahren keines Menschen Seele mehr in den Niederlanden.

Erst als man das Wort und den Begriff „Helldunkel“ erfunden hatte, wachte auch Rembrandt aus seiner Vergessenheit wieder auf. Goethe war einer der kühnsten Entdecker des unbekannten Wundermannes. Die schönen Worte, die bei Rembrandts Leben und Sterben gefehlt hatten, fanden sich nun in würdigen Massen wie beim Begräbniß eines Akademiedirektors ein. Man nannte ihn den Vertreter des protestantischen Christenthums in der Kunst und den tief Religiösen, ohne daran zu denken, daß dieser schlichte große Mann seine Stoffe lediglich aus der Bibel nahm, weil sie das einzige Buch war, das er las

und lesen konnte, bis der Konkursverwalter es ihm mit versteigerte. Gerade seine Wiedergabe von Christus selbst war lange Zeit und ist auch heute Vielen noch nicht nach dem Sinn. Denn er hat weniger den Gott als den Menschen in ihm gesehen. Den, der am Meisten gelitten hat, den Freund der Bettler, Kinder und Narren, dessen Schicksal dem seinen verwandt war. Nie hat er ihn „idealisirt", wie man in der Töchterschule und in der Gipsklasse sagt, oft ihn qualvoll, verzerrt und traurig dargestellt, aber immer mit jener Hoheit, die aus den Augen Goethes oder von der Stirn Napoleons leuchtete. Das stille, nie die Bescheidenheit der Natur überschreitende dramatische Leben seiner Bilder hat erst unsere Zeit ganz gewürdigt. Denkt man dabei an die schreienden, verzuckerten, übertriebenen Figuren vieler heutigen Christusmaler, so ist Einem, als wenn man von Shakespeare zu Wildenbruch kommt oder von einem Helden zu einem schlechten Schauspieler.

Ueber Rembrandts Malweise ist zu sagen: Sehr früh, schon in Leyden, merkte er, daß die Geburtstunde eines jeden bedeutenden Malers der Augenblick ist, wo er sich innerlich frei macht von der Akademie und ein neues Leben beginnt, indem er seine eigene Technik gefunden hat. Und wenn auch diese Technik den heutigen Malern nichts mehr zu geben hätte, die das Licht und „seine Leiden und seine Thaten", die Farben, wie Goethe, der Sohn des Lichtes, sie genannt hat, draußen im Freien aufsuchen: die große Persönlichkeit, die hinter den Werken Rembrandts steht, kann allen Deutschen, wie der eine Deutsche in einem ganzen Buch bewiesen hat, den Künstlern wie dem Publikum, noch heute ein Erzieher sein. Sie lehrt uns vor Allem, in der Kunst keine Kompromisse zu machen und zu verlangen. Was klein an so großen Künstlern wie Schiller und Wagner ist, hat ihre Schwäche in diesem Punkt verschuldet. Rembrandts erhabenes tragisches Beispiel weist dem Künstler den Weg zur Unsterblichkeit. Vor ihn sollte man die jungen Akademiker führen, nicht, damit sie ihn kopiren, sondern, damit sie Persönlichkeiten und eigene Menschen wie er werden. Und man sollte sie noch heute anreden wie der alte Cornelius seine Schüler: Nicht darauf kommt es an, meine Herren, möglichst viele tausend Thaler im Jahr zu verdienen und ein Haus in der vornehmsten Straße zu erwerben, sondern einzig darauf, Kunst zu machen.

Was nützt dem Maler, daß er sich hohe Orden und Titel und Renten wie Rothschild ermalt und Erster Klasse mit sechs Pferden und mit Musik begraben wird, wenn er zehn Jahre später der Lächerlichkeit verfällt und seine Bilder immer höher, bis auf den Speicher, wandern, bis die Motten selbst sie nicht mehr mögen? Auf Rembrandt schaut, in dieses ernste Mausoleum eines Heldenlebens, ihn ehrt wie einen Heiligen, den Welteroberer: der auf der Strohmatte gestorben ist und als Bettler erlosch, um als größter Künstler fortzuleben.

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Erbbau.

Selten wird ein Recht zur Verwerthung bestimmter Chancen ungenützt bleiben; besonders selten, wenn der Gesetzgeber sich seiner angenommen hat, um ihm ein sicheres Fundament zu schaffen. Ein Privilegium giebts aber bei uns, das, trotz diesen Vorbedingungen, sich nicht eingebürgert hat: das Erbbaurecht. Durch das Bürgerliche Gesetzbuch wurde die aus dem römischen Recht stammende superficies neu hergerichtet und dem modernen Gebrauch angepaßt. Aber zehn Jahre haben nicht genügt, einen wirthschaftlichen Modus, dessen Nothwendigkeit schon zu Ulpians Zeiten erkannt war, in den Gebrauch zu bringen. Dabei handelt sichs nicht etwa um eine „unmögliche Sache". Das Recht des Erbbaues besteht darin, daß es einem Berechtigten erlaubt, auf nicht ihm gehörigem Boden für sich ein Gebäude zu errichten. Es ist ein vererbliches und veräußerliches Recht, das vom Grundeigenthümer auf eine bestimmte Reihe von Jahrzehnten, gegen einen jährlich zu entrichtenden Zins, verkauft wird. Der Erwerber des Erbbaurechtes behält Eigenthum und Nutzung des von ihm auf dem fremden Boden errichteten Bauwerkes bis zum Ablauf des Vertrages. Der Vortheil eines solchen Abkommens vertheilt sich (prinzipiell) auf beide Kontrahenten. Der Besitzer des Grundstückes bekommt eine feste Verzinsung und hat Anspruch auf den Werthzuwachs seines Bodens; der Erbbauer sichert sich die Entrichtung eines dauernd niedrigen Zinses und die Ausnutzung des Grundstückes entweder für sich zu eigener Wohnung oder zur Vermiethung. Für den Erbbau sind die Bodenreformer mit Eifer und guten Gründen eingetreten; und ihrer stets regen Propaganda ist zu denken, daß man sich mit der Ausarbeitung ergänzender Bestimmungen zu den Paragraphen des BGB beschäftigt, um die Beleihbarkeit von Erbbaurechten mit den erforderlichen Garantien zu versehen. Denn die Frage, ob und wie weit ein im Erbbau stehendes Objekt fähig ist, Hypotheken zu tragen, sperrte bisher der raschen Entwickelung des wichtigen Privilegs den Weg. Auch galten die Bodenreformer dem kundigen Geschäftsmann als Idealisten, die sich an der Verwirklichung utopischer Wünsche in Zeit- und Kraftvergeudung nicht genug thun können. Und solche Auffassung breitet sich, wie ein undurchdringlicher Nebel, noch über die Oeffentliche Meinung. Selten dringt ein Sonnenstrahl durch die dicke Hülle. Die Bodenreformer wollen dem Volk die Möglichkeit des Wohnens bessern; ihm den Weg aus den Miethkasernen in eigenes Besitzthum weisen. Aber die Miethkaserne wird von den Terrainspekulanten und von der Proletarierpartei vertheidigt. Zwei so kräftige und geschickte Gegner haben dem Erbbau das Leben nicht leicht gemacht. Der Arbeiter, der im eigenen Heim (Einfamilienhaus) wohnt, sieht die Fragen der Existenz anders als der Insasse einer Zwischendeckkoje im vierten Seitenflügel einer fünfstöckigen Kaserne. Die Reformer, die sich die Lösung des Wohnungproblems zur Aufgabe machten, sind gefährliche Feinde der Sozialdemokratie; und das Erbbaurecht ist ihr brauchbarstes Werk-

zeug. Die zweite Schattenseite kehrt sich der Grundstückspekulation zu. Hier die Befreiung des Bodens aus der Umklammerung des Spekulanten; die Lösung vom Bann der „besten Chance", die den Boden oft zu Jahre langer Unbrauchbarkeit verdammt. Dort die Einstellung des ganzen Apparates auf die Ausnützung kommender Ereignisse. Der Unternehmer dieses Schlages kann sich mit dem Erbbau nicht befreunden; er will sich nicht von seinem Besitz trennen und mit der Rente, die ihm der Erbbauer zahlt, begnügen. Der Punkt, wo sich Erbbau und Terrainspekulation kreuzen, ist wieder die Miethkaserne. Wo der Preis des städtischen Bodens, der Privatbesitz ist, die höchsten Gipfel der Möglichkeiten erklettert hat, ist die intensivste Ausnutzung nöthig. Da können nur Geschäftspaläste oder Miethkasernen wachsen.

Der Erbbau kann sozial- und finanzpolitische Gründe für sich ins Feld führen. Er soll der Lösung des Wohnungproblems dienen, also die wirthschaftliche Lage der breiten Masse bessern. Daß er auf diesem Weg nur sehr langsam ans Ziel gelangt, hat sein bisheriges Schicksal gezeigt. Vorurtheile lassen sich nur schwer niederringen; und die Schwierigkeit wird erhöht, wenn es sich um die Verbreitung einer Erkenntniß handelt, die ein Bischen Arithmetik erfordert. Wenn ein Arbeiter für Stube und Küche in der Miethkaserne fürs Jahr 300 Mark bezahlt, so müßte die Möglichkeit, für den selben Aufwand ein eigenes Häuschen zu erlangen, ihn mit starkem Reiz anlocken. Freilich eben nur, wenn die Kosten des Erbbaues nicht höher sind als die Miethen. Das Erbbaurecht darf also niemals Gegenstand spekulativer Ausnutzung, die Grenze seiner Verwerthung muß genau vorgeschrieben sein. Die Kommunen könnten dem Erbbau zu praktischer Geltung verhelfen. Städtischer Grundbesitz, der oft genug Jahre lang brachliegt, kann durch die Vergebung von Erbbaurechten rentabel gemacht werden. Die Behandlung des Kommunalkredites ist ein noch immer ungelöstes Problem. Die Klagen über die Belastung des Marktes mit Stadtanleihen hören nicht auf; aber ein Ausweg ist noch nicht sichtbar. Die Einnahmen der Stadtkassen müssen vermehrt werden, damit die Kommunen, wenn sie außergewöhnliche Aufwendungen für städtische Anlagen zu machen haben, nicht auf die Anleihe als einzige Geldquelle angewiesen sind. Da zeigt der Erbbau einen neuen Weg. Das Recht wird verliehen gegen die Verpflichtung zu jährlichem Zins, der vom Werth des Grundstückes zur Zeit des Vertragsabschlusses berechnet wird. Das ist eine dauernde, unveränderliche Einnahme, die der Stadt fünfzig oder sechzig Jahre lang zufließt. Ist der Vertrag abgelaufen, so gehört der Boden mit dem Werthzuwachs wieder nur den Städten. Sie können ihre Grundstücke dadurch verwerthen, daß sie selbst öffentliche Gebäude, Schulen, Schlachthäuser, Markthallen, hinsetzen, oder sie an private Unternehmer verkaufen. Beide Möglichkeiten sind beschränkt: durch die Grenzen des Bedarfes und der Fähigkeit, als Grundstückverkäufer aufzutreten. Man kann also nicht einfach behaupten, daß die Kommunen höhere Zinsen erzielen, wenn sie ihren Grundbesitz abstoßen und die erzielten Summen in Hypotheken oder

Werthpapieren zu 4 Prozent anlegen, statt den Boden dem Erbbau zu erschließen und sich mit einer niedrigeren Rente zu begnügen. Hier bekommen sie Zinsen und bleiben Eigenthümer des Bodens, aus dessen weiterer Entwickelung sie Nutzen ziehen können; dort müssen sie die Gelegenheit abwarten, die ihnen den Verkauf der einzelnen Parzelle ermöglicht. Natürlich wird sichs meist um den städtischen Boden handeln, der an den Stadtgrenzen liegt. Man braucht nur die Bodenfläche zu betrachten, über die Berlin mit seinen Nachbarn verfügt: auf diesen Landstrichen an der Peripherie könnte das Erbbaurecht blühen.

Manche Städte haben Erbbauverträge abgeschlossen (Berlin, Charlottenburg, Dresden, Frankfurt a. M., Leipzig, Halle, Posen, Ulm), bei denen allerdings das sozialpolitische Moment, der Wunsch, praktische Wohnungreform zu treiben, den Ausschlag gab. Die Kontrahenten sind Baugenossenschaften und Wohnungvereine. Auch das Reich hat, durch das Reichsamt des Innern, für den Erbbau Etwas gethan; wie ich dem Jahrbuch der Bodenreform entnehme, sind bis zum ersten Januar 1909 zum Erwerb von Baugelände für die Vergebung im Erbbau 5½ Millionen Mark aufgewendet worden. Daß die Sozialpolitik oft von der Finanzpolitik gehindert wird, weiß jedes Kind. Und der Stadtkämmerer muß dem Wohnungreformer manchmal ins Wort fallen. Fraglich ist aber, ob die Stadt weise handelt, wenn sie die Bedingungen des Erbbaurechtes zu sehr nach rein geschäftlichen Prinzipien normirt. Die wunderschöne Stadt Straßburg will eine „neue, moderne Verkehrstraße vom Bahnhof in das Geschäftscentrum" legen. Dazu mußte sie viele Grundstücke ankaufen, die sie aber nicht selbst bebauen, sondern, zum Theil, in Erbbau geben will. Sie denkt dabei an ein gutes Geschäft für die Stadtkasse. Das Erbbaurecht soll auf die Dauer von 65 Jahren vergeben werden und der Zins im Durchschnitt 4¼ Prozent betragen. Da die Käufer der Bauplätze die Restkaufgelder nur mit 4,08 Prozent zu verzinsen hätten, ist nicht einzusehen, welche besonderen Reize den Erbbauer locken sollten, der nicht nur höhere Zinsen als der Käufer zu zahlen, sondern auch nach Ablauf seines Vertrages das Grundstück sammt dem darauf errichteten Gebäude unentgeltlich an die Stadt zurückzugeben hätte. Von solchen Bedingungen ist für das Erbbaurecht nicht viel zu hoffen.

Noch ist auch die Frage, ob das auf dem fremden Boden errichtete Gebäude nach Ablauf des Erbbauvertrages unentgeltlich dem Eigenthümer des Bodens zufällt, nicht einstimmig beantwortet. Einzelne Verträge gewähren dem Erbbauer eine bestimmte Entschädigung; andere fordern die unentgeltliche Rückgabe. Baut aber Jemand sich auf fremdem Grundstück ein Haus, so wird er sich nicht leicht in den Gedanken finden, daß dieses Besitzthum einst sang- und klanglos einem Andern zufallen soll. Mag das Erbbaurecht auch oft erst nach sechzig und siebenzig Jahren erlöschen und der Eigenthumswechsel vielleicht erst die zweite Generation treffen, so ist die Verpflichtung zu unentgeltlicher Abtretung doch schon im Verlauf der Erbbauperiode fühlbar. Der Erbbauer und seine Rechtsnachfolger werden keinen Werth darauf legen, das Gebäude in gutem Stand zu erhalten, und es manch-

mal als Ruine dem Grundstücksbesitzer übergeben. Solche Vernachlässigung (England bietet dafür genug Beispiele) widerspricht den Grundsätzen der Wohnungreform, die doch gerade gesundes und behagliches Wohnen ermöglichen will; sie erschwert aber auch die Beantwortung der Frage, ob sich das Erbbaurecht zur hypothekarischen Beleihung eignet. Häuser, deren Ertragsfähigkeit durch Mangel an Pflege beeinträchtigt wird, bieten dem Baugeldverleiher nicht die nöthige Sicherheit. Bei einer Erbbauhypothek kommt es weniger auf das Haus als auf die Höhe des Ausnutzungwerthes an. Das ist der Unterschied zwischen solcher Beleihung und dem üblichen hypothekarischen Darlehen. Hier ist ein beleihbares Objekt vorhanden, das Grundstück; im Erbbau nicht, weil das zu beleihende Gebäude nicht Eigenthum des Hypothekenschuldners ist. Ohne Baudarlehen und Hypothek kann aber aus dem Erbbaurecht nichts werden. Wer dieses Recht erwirkt, will, da ihm die Möglichkeit spekulativer Bodenverwerthung fehlt, ein Haus bauen. Dazu braucht er Geld. Das könnte nun der Staat oder die Gemeinde, die das Erbbaurecht vergeben, vorschießen und sich durch eine Hypothek sichern. So ists auch in vielen Fällen. Wirksame Hilfe aber wäre erst gewonnen, wenn die Hypothekenbanken sich der Sache annähmen und sich durch Detailschwierigkeiten nicht abschrecken ließen. Der Direktor der Bayerischen Handelsbank, Freiherr von Pechmann, hat sich für die Beleihbarkeit des Erbbaubodens ausgesprochen und dabei die Amortisation-Hypothek empfohlen; eine noch viel zu selten gewählte Form. Herr von Pechmann ist einer der eifrigsten Vorkämpfer der tilgbaren Hypothek. Das von ihm geleitete Institut ist wohl die einzige deutsche Hypothekenbank, deren Darlehenbestand sich zur größeren Hälfte aus Annuitäten zusammensetzt. Für das Erbbaurecht wäre diese Darlehensform wohl die nützlichste. Da kein beleihbares Objekt, nur ein zu erfassender Nutzungwerth vorhanden ist, muß die Hypothek so eingerichtet sein, daß sie beim Ablauf des Erbbauvertrages getilgt ist. Je nach der Dauer des Abkommens wird die jährlich zu entrichtende Tilgungquote höher oder niedriger sein. Ein Darlehen, das in dreißig Jahren zurückgezahlt sein muß, fordert höhere Annuitäten als eine Hypothek, die erst nach fünfzig Jahren ihr Ende erreicht. Auch das kleinste Einfamilienhaus hat einen bestimmten Ertragswerth (die Miethe, die zu zahlen wäre, wenn es vermiethet würde), der, kapitalisirt, als Grundlage für die Hypothek dienen kann. Nur darf Erbbau- und Hypothekenzins zusammen nicht mehr betragen, als eine Wohnung in der Miethkaserne kosten würde.

Erbbaubanken, die, nach dem Muster der Pfandbriefinstitute organisirt, nur für die Finanzirung des Erbbaues zu sorgen hätten, könnte ich schon deshalb nicht empfehlen, weil sie die Zahl der Anlagepapiere, die den deutschen Staatsanleihen Konkurrenz machen, noch vermehren würden. Ihre Obligationen wären nicht minder unbequem als die Ueberfülle an Kommunalanleihen. Jedenfalls aber sollten Alle, die es können, den Gedanken des Erbbaues fördern; denn er zeigt Möglichkeiten, deren Bedeutung für Wirthschaft und Volksgesundheit im Deutschen Reich nicht länger unterschätzt werden darf. Ladon.

Zwei Briefe.

Der Brief eines Physikers:

Sehr geehrter Herr Harden, im letzten Augustheft der „Zukunft“ haben Sie einen Aufsatz veröffentlicht, der sich mit der „Radioaktivität des Menschen“ beschäftigt und in dem der Versuch gemacht wird, gewisse okkultistische Ideen durch Analogien mit Thatsachen aus dem Gebiet der Radioaktivität zu erklären. Das ist an sich nicht verwunderlich; um so mehr aber, wie es möglich ist, mit einem Schein physikalischen Wissens in so wenigen Zeilen so viel Falsches zu behaupten. Die Angaben über physiologische Erscheinungen, über „odische und rhabdomotorische Fakten“ entziehen sich meiner Kritik. Auch daß gleich am Anfang die berühmten N-Strahlen angeführt werden, die, nachdem sie so viel Staub aufgewirbelt hatten, jetzt wohl von keinem Physiker mehr ernst genommen und, ohne jemals ausdrücklich widerrufen worden zu sein, wohl auch von Blondelot selbst nicht mehr aufrecht erhalten werden, sei nur nebenbei bemerkt. Aber jeder Satz, der Angaben über radioaktive Vorgänge bringt, enthält mindestens ein prinzipiell Unrichtiges. Ich will ein paar Beispiele anführen. „Nun bewies schon Rutherford, daß jeder im engeren Sinn radioaktive Körper auch die radioaktive Emanation aufzuweisen hat.“ Von den jetzt schon sehr zahlreichen bekannten radioaktiven Substanzen emittiren im Ganzen nur drei eine Emanation, während eine solche, zum Beispiel, bei dem wohl auch dem Laien geläufigen Uran und Polonium (Radium F) nicht existirt. „Eine Emanation, die ja aus den selben kleinsten Partikelchen besteht wie die Alpha- und Bethastrahlen.“ In der That sind Alphastrahlen positiv geladene Heliumatome, Bethastrahlen Elektronen, während die Emanation ein neues, durch radioaktive Umwandlung aus der Mutterſubstanz entstandenes Gas darstellt. Daß, wie weiter gesagt wird, die radioaktive Emanation die Luft nur schwer durchdringt, an einem Kupferdraht dagegen leicht hinfließt, ist aus der physikalischen Literatur nirgends zu ersehen. Ferner behauptet der Verfasser des Artikels, Herr Rothe: „daß auch die Intensität der Becquerelstrahlen durch Erwärmung der Körper außerordentlich gesteigert wird“; jedem Physiker ist bekannt, daß alle radioaktiven Vorgänge von der Temperatur ganz unabhängig sind. Nach den neueren Anschauungen ist es auch nicht richtig, „daß fast jeder radioaktive Körper sowohl Alpha- als Bethastrahlen aufzuweisen hat“; vielmehr kommt jeder Substanz nur eine einzige charakteristische Strahlungart zu. Endlich ist ganz unverständlich, wie die „odische Strahlung“, die doch als radioaktiv angesprochen wird, irgendwie mit der Sonnenstrahlung zusammenhängen soll. Die Annahme zeigt nur, daß dem Verfasser jedes Verständniß für die physikalischen Theorien fehlt; denn das Charakteristikum jeden radioaktiven Vorganges ist ja gerade, daß er ganz unabhängig von allen äußeren Einflüssen sich abspielt, was eben zu der jetzt allgemein angenommenen Anschauung geführt hat, daß seine Energie von

dem Zerfall der Atome selbst herrührt. Wie ich ausdrücklich bemerken möchte, wird kein Physiker leugnen, daß „der menschliche Organismus von dem universalen Phaenomen der Radioaktivität keine Ausnahme bildet"; auch dieser Körper enthält sicher stets in größeren oder kleineren Mengen bekannte oder auch noch unbekannte radioaktive Elemente. Ich will gern glauben, daß man all diese groben Fehler in dem Aufsatz des Herrn Rothe in dem angegebenen Sinn verbessern kann, ohne daß der logische Zusammenhang dadurch wesentlichen Schaden leidet; doch, meine ich, kann es für eine Wissenschaft, die mit so wenig exakten Mitteln arbeitet, nur dienlich sein, wenn „man" auch weiterhin nicht mit allzu großer Andacht auf sie hört. Mit besten Grüßen

Dr. Peter Pringsheim.

Ein Kaufmann schreibt mir:

Die bekannten Schwierigkeiten im Bereich der Kali-Industrie haben jetzt ihren Abschluß gefunden, und zwar, da die Industrie sich nicht selbst zu helfen wußte, durch einen Eingriff der Regirung. Die Schwierigkeiten waren durch gehäufte Mißstände geschaffen worden, für deren rechtzeitige Abstellung die Industrie selbst nicht die Mittel fand. Dieses völlige Versagen einer wichtigen Industrie in ihrer Geschäftspolitik reizt zu einer über den Einzelfall hinausreichenden Betrachtung unserer Wirthschaftsitten. Die ganze Entwickelung der Kali-Industrie seit der Begründung des Syndikates, also seit einem Vierteljahrhundert, bietet ja ein typisches Beispiel für die jetzt übliche Unterschätzung und Verdrängung kaufmännischen Geistes, den in unserem Erwerbsleben nun der Verwaltungsgeist ersetzen soll. Ein Wagen läuft noch eine Weile weiter, auch wenn die treibende Kraft nicht mehr fortwirkt. Das Kali-Syndikat hat gezeigt, wie lange das Fortrollen dauert. In Erwerbsgesellschaften kann die treibende Kraft eben nur der Erwerbsgeist des Kaufmanns sein und der Glaube, ein aus dem Beamtenstand Uebertretender könne die Fähigkeiten und Erfahrungen eines tüchtigen Kaufmannes ersetzen, muß der Industrie zum Verhängniß werden. Nach weithin verbreiteter Ueberzeugung erzieht die Beamtenthätigkeit, die in einem geschlossenen Kreis abläuft, eher zur Weltfremdheit als zur Weltgewandtheit und Menschenkenntniß. Ohne diese beiden Eigenschaften aber, ohne verständnißvolle Würdigung und kluge, zum eigenen Vortheil zu verwendende Erkenntniß anderer Lebensanschauungen, Charaktere und Volksindividualitäten ist im Geschäftsleben nichts Dauer Verheißendes zu erlangen. Der Jurist, überhaupt der Beamte braucht nicht aus Diplomatenklugheit den eigenen Vortheil zu wahren; der Kaufmann muß es. Die aus anderen Berufen und Gewohnheiten Uebertretenden können den rechten Geschäftssinn, den für das Erwerbsleben wichtigsten, nicht mitbringen. Der muß ja den von je her zum Idealismus neigenden Deutschen fast immer erst mühsam anerzogen werden. Die Aufgabe der Erwerbsgesellschaften ist aber: der Erwerb. Dieser Aufgabe muß die Gesammtorganisation solcher Gesellschaft, nicht nur ein Glied oder Dezernat, angepaßt und deshalb

müssen alle Leiter, außer den Technikern und Industriespezialisten, Kaufleute sein. Unsere Juristen und Verwaltungbeamten machen gewiß ihrem Ruf alle Ehre. Aber was sollen wir Geschäftsleute in der Industrie denn mit juristisch-logisch geschultem Denken und der für ein langsames Arbeitstempo passenden amtlichen Organisation anfangen? Wir leiden unter der Ueberfülle akademisch Gebildeter, die in die Erwerbsstände strömen. Der Strom bringt uns auch tüchtige Menschen, so tüchtige manchmal, daß sie gute Kaufleute werden, trotzdem sie, statt des Erwerbslebens, das abstrahirte „Recht" studirt haben. Mir ist in solchen Fällen die juristische Denkerziehung oft als ein Hemmschuh erschienen, ohne den die Tüchtigen noch näher ans Ziel gekommen wären. Wir Kaufleute dürfen uns nicht überheben; aber auch keine Ueberhebung anderer Stände geduldig hinnehmen. Wie viele diesen einst privilegirten Ständen Angehörige drängen sich in unsere Reihen, wenn sie eingesehen haben, daß im Amtsleben zwar eine sichere Versorgung und allerlei gesellschaftlich werthvolle Auszeichnung zu haben ist, der Mann aber nicht nach seiner Leistung geschätzt wird! Halten Eltern noch immer an dem Vorurtheil fest, der begabteste Sohn müsse studiren, dann mögen sies thun und so dazu mitwirken, daß dem Großhandel und der Großindustrie Abertausende der besten Köpfe entgehen. Doch sollen sie uns wenigstens nicht zumuthen, diese „Studirten" (und für den Handel fast völlig Verdorbenen) nachher aufzunehmen und uns ihrer Leitung unterzuordnen. Der Kaufmann vollends, der an die Spitze kaufmännischer und industrieller Unternehmungen Juristen oder andere Beamten a. D. bringt, setzt seinen eigenen Beruf herab und bedroht ihn mit einer Bureaukratie, deren Dauer seine Kraft lähmen müßte. Schon ist es nöthig, sehr laut zu warnen. Ist das neue System erst als falsch und verderblich erkannt, dann wird der tüchtige Kaufmann mit gediegener Fachbildung wieder gesucht sein und sich der Anerkennung erfreuen, die ihm gebührt. Dann werden aber auch die tüchtigen Männer, die jetzt erst nach Umwegen zu uns kommen, einsehen, daß unser freier und einträglicher Beruf nicht als Nothhafen und Pfründe dienen soll, sondern die heiße Begeisterung der Jugend und die Arbeit eines ganzen Lebens fordern muß. Wer heute als Leiter eines industriellen oder finanziellen Unternehmens bestehen will, muß eine beträchtliche Summe verschiedener Kenntnisse besitzen und nicht nur rechnerisch kritisiren, sondern auch konstruiren, nicht nur repräsentiren, sondern auch organisiren können. Vor allen anderen Fähigkeiten aber muß er die des Kaufmannes haben; ohne die gehts auf die Länge nicht. Und es ist nachgerade beschämend, immer wieder die Klage zu hören, daß es für die wichtigsten Führerstellen an geeigneten Menschen fehle und, weil Berufskräfte nicht zu haben seien, man sich mit bewährten Beamten behelfen müsse. Oft wird jetzt der Kaufmann zur Kräftigung seines Selbstgefühles ermahnt. Daß sie, gerade auch im Interesse seines Berufes, nothwendig ist, zeigt sich nirgends deutlicher als auf diesem Grenzgebiet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Pixavon-Haarpflege

auf wissenschaftlicher Grundlage

die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.

MURATTI *Cigarettes*

Manchester

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz – gegr. 1696 –

für Blutarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Haustrunk. Bestes Tafelgetränk. Echt zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen.

Wo nicht zu haben, wende man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz,** die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt.

Vertreter überall gesucht.

Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angesammelten Ermüdungstoxine, regt die Gewebsatmung an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechselkrankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Uebermüdung und in der Rekonvalescenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur versendet gratis das Organotherapeutische Institut **Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Petersburg).** Abt. Deutschland **Berlin SW. 68u.** Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.

*

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Metropol-Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Halloh!!!

Die grosse Revue!

WINTER GARTEN

12 Attraktionen 12

des

vom Publikum und Presse

glänzend beurteilten

Eröffnungs-Programms!

Der Gipfel der

illustren Variété-Kunst!

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag.

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge"

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Gebr. Herrnfeld Theater

Die grössten Schlager der letzten Saison:

Wenn zwei dasselbe tun

und **Das starke Stück**

mit Anton und Donat Herrnfeld.

Vorverkauf 11—2 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Sonntag, den 4. September, Nachm. 4 Uhr:

„Wenn zwei dasselbe tun"

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73. 8 Uhr.

Novität! **Novität!**

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Kleines Theater.

Sonnabend, den 10. September abends ½9 Uhr:

(Premiere)

Die verflixten Frauenzimmer.

I. Klasse.

Chat noir

Friedrichstr. 165, Ecke Behrenstr.

Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Dir. Rudolph Nelson.

Frieda Bonné. Emmi Lotten-Bach.

Hansi Jordan. Heinz Fuss.

Marcell Boisier. Fritz Herbert.

Arthur v. Kölbel.

Privatdrucke, Luxusdrucke

kauft stets **Paul Graupe, Antiquariat**

Berlin W. 35.

Ständiger Ankauf von

Bibliotheken und Kunstsammlungen.

Neu eröffnet!

Schwedischer Pavillon Wannsee

direkt am Wannsee gelegen

per Fährboot in 5 Minuten, per Wagen in 10 Minuten,
:: zu Fuss in 20 Minuten bequem zu erreichen ::

Franz Eberlein

Wein-Restaurant I. Ranges

Salons u. Säle für Privatfestlichkeiten bis zu 600 Personen

Münchener ✕ **Pilsener**

Comfortable Zimmer auf Wochen und Monate mit, auch ohne Pension. Bad, elektr. Licht, Warmwasserheizung.

Tennis-Platz o **Auto-Garage** o **Stallung**

CIRKUS BUSCH

XVI. Saison

Sonnabend, den 10. September, abends 8 Uhr:

GALA-PREMIÈRE

SANS-SOUCI

Eröffnung
am ersten Oktober 1910.

KURFÜRSTENDAMM 217
ECKE FASANENSTRASSE

Hillengass & Eberbach.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

R. v. Oettingen's Perser-Teppich-Handlung

Berlin W. 9, Eichhornstrasse No. 1.
Amt VI, 6356. (Nahe Potsdamer Platz.)
Bitte genau auf Strasse u. Hausnummer zu achten.

Teppichlager für jeden Orient-Teppich-Bedarf.

Ausstellung antiker Teppiche in mehreren grossen Schauräumen.

En gros-Lieferungen für Neubauten, Hotels, Schloss- und Villeneinrichtungen.

Verlangen Sie unseren persönlichen Besuch nach jedem Ort innerhalb Deutschlands.
Auswahlsendungen bereitwilligst, ohne Kaufzwang.
Billige, sachverständige, gewissenhafte Bedienung.

Lichtspiele im Mozartsaal.

Eine neue, hervorragende Sehenswürdigkeit ist dem nach dieser Hinsicht verwöhnten Berlin erstanden. In Anwesenheit eines ausgewählten, distinguierten Publikums sind in dem im vornehmsten Westen Berlins gelegenen Mozartsaal die Lichtspiele eröffnet worden. Wo bisher Frau Musika ihre Weisen erklingen ließ, wird fortan ein Lichtspiel-Theater seine Genüsse darbieten, und zwar so delikat, wie man es in Berlin vordem noch nicht zu sehen bekommen hat. Der Saal ist geschmackvoll neu dekoriert.

Die Eröffnung wurde eingeleitet mit einer gut vorgetragenen Ouvertüre, sodann sprach Herr Hofschauspieler Molenar den von Dr. Rudolf Lothar gedichteten Festprolog. Die Darbietungen, welche sich nun den Besuchern zeigten, entsprachen den höchsten Anforderungen.

Die hier im Lichtbild wiedergegebenen, höchst originellen Szenen im Luna-Park, die hochinteressante Vorführung eines Wasserfestes auf dem Mekong sowie Aufnahmen von den Danziger Festtagen und der jüngsten Kaiserparade übertrafen alles bisher Dagewesene. Ganz besonderes Interesse erregten die Bilder von der Nordlandreise des Kaisers sowie die Darstellung des Verfahrens zur Herstellung eines kinematographischen Bildes. Die verschiedenen ernsten und heiteren Vorführungen, die mit viel künstlerischem Verständnis erfaßt wurden, waren mit einer fein abgestimmten Musik begleitet. Starken Beifall spendete das Publikum, mitunter auch während der Vorstellung, allen Darbietungen.

Die „Lichtspiele" haben bewiesen, daß der Kinematograph gesellschaftsfähig geworden ist und nicht mehr nötig hat, ein bescheidenes Dasein zu fristen. Möge dem neuen Unternehmen in dem Mozartsaal ein größeres Glück beschieden sein wie seinen Vorgängern.

LUNA-PARK

Terrassen am Halensee

Grösster Vergnügungspark des Continents.

Sonnabend, den 10. September:

GALA-TAG

Grosses Brillant- und Front-Feuerwerk

Apotheose:

Herrscherfront (Der Dreibund).

Seebeleuchtung. Aladins Wunderlampe.

Grosses Militär-Streichkonzert,

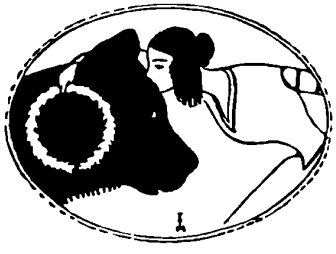
ausgeführt von der Kapelle des Garde-Fussartillerie-Regiments unter Leitung des Obermusikmeisters Frz. Jolly.

Grosses Militär-Konzert

des Eisenbahnregiments No. 1 unter Leitung des Obermusikmeisters Lebede.

Bayrische Sängertruppe.

Konfettischlacht. Luftschlangen.



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—7 Uhr. **Eintritt 1 M.**

Lichtspiele

Mozart-Saal Nollendorfplatz

Täglich

das grandiose

Eröffnungs-Festprogramm.

Beginn: 6 Uhr.

Berliner Eis-Palast

Von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts geöffnet.

Großes Konzert Abends 9 Uhr u. 10½ Uhr: **Eislauf-Attraktionen**

Saison-Abonnement: Erwachsene 50 M., Kinder 30 M.
Monats-Abonnement: „ 10 „ „ 6 „

■ ■ Eröffnung ■ ■

des neuerbauten

Trocadero-Palastes

Unter den Linden 14

demnächst.

Rennen zu Hoppegarten

Sonntag, den 11. September, nachm. 2½ Uhr

7 Rennen;

u. a. Hertefeld-Rennen

(Ehrenpreis u. 25000 M.)

Montag, den 12. September, nachm. 2½ Uhr

7 Rennen;

u. a. Falkenhausen-Memorial

(13000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	M. 10,—	Ein Sattelplatz Herren	M. 6,—
do. II. Reihe	„ 9,—	do. Damen	„ 4,—
Ein I. Platz Herren .	„ 9,—	Sattelpl. Damen u. Herren .	3,—
do. Damen .	„ 6,—	Ein dritter Platz	„ 1,—

Grunewald

Donnerstag, den 15. September, nachm. 3 Uhr

7 Rennen

u. a. 4tes Handicap der Mark

(10000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15. M, 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M., **II Platz:** 3 M., Kinder 1 M.
Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:** 1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.
Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im **„Verkehrs-Büro, Potsdamer Platz"** (Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

U.-T.

Die gesamte Tagespresse hat uns glänzend rezensiert

und den

künstlerischen

und

literarischen

Wert

unserer

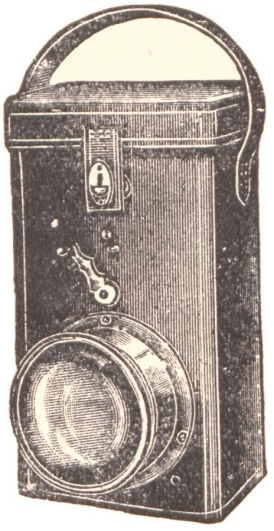
Darbietungen

besonders betont.

Zeitungsausschnitte
aus der in- u. ausländischen Presse über jeden beliebigen Gegenstand in reichhaltiger und guter Auswahl liefert Prospekte kostenlos. **Berliner Literarisches Bureau** Berlin, Wilhelmstr. 127.

Die rationelle Behandlung der
Nervenschwäche
von Dr. med. Kaplan.
Preis 1 50 Mk. durch jede Buchhandlung.

„Ferabin"-Handlampen
mit Trockenbatterien



D. R. P.
und D. R. G. M.
Handlampe I
57
Handlampe II
17
Brennstunden
ununterbrochen
lt. Prüfungsschein des Phys. Staatslaboratoriums in Hamburg.
Referenzliste frko.!

Adolph Wedekind
Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.
Gold. Medaille: Intern. Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. M. 1909.

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

Verlangen Sie meine Preisliste über **Gummi**-Strümpfe und Gesundheitspflege usw. gratis. **Phil. Rümper, Frankfurt a. M. 39.**

Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten. Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris". Sofortiges Wohlbefinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von „Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 369.
Zweiggeschäft: **Berlin W. 56,** Jägerstr. 27. Fernsprecher Amt I, Nr. 2497.
Zweiggeschäft: **Frankfurt a. Main,** Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernsprecher Nr. 9151.

Münchener Kunst und Kunstgewerbe

Keramische Werkstätten München-Herrsching

Fabrikation: Herrsching a. Ammersee
Verkaufsstelle: München C., Maffeistr. 9
Telefon: Herrsching 39. München 4622.
Feinsteinzeug · Porzellan · Kunsttöpfereien
etc.

Gemälde von Mitgliedern der Künstlervereinigung **Die Scholle**

Leo Putz, Fritz Erler, Adolf Münzer, Walter Püttner
ferner Werke von
Angelo Jank, Habermann, Uhde etc. etc. in
Brakls Moderner Kunsthandlung
München, Goethestr. 64

„Christus der Fisch der freien Geister"

von **Joh. Michelsen.**
(Nebst Werbebrief „Berlin - Prof. Drews" und „Freibrief".)
Verlag E. W. Bonsels & Co München 23. Preis M. 2.—.
INHALT: „Das Evangelium ist das Märchen der Liebe, die sich in der Ironie alles Aesthetischen erlöst. Der „Fisch" aber ist die bildliche Umschreibung des Wortes, um dessen Verheimlichung sich die Achse dieses Märchens dreht." Ein sensationelles Buch von packender Klarheit, dessen Inhalt eine neue religiös-künstlerische Bewegung auszulösen beginnt.
Zur Orientierung verlange man Werbebrief nebst Freibrief. Preis 35 Pf.

Künstler-Mappenwerke

die in keinem Salon fehlen sollten:
Wilhelm Busch, Ad. von Menzel, A. Kampf, Herm. Prell, Cornelia Paczka, Hamburg, Alt-Berliner Typen, Kinderspiel u. Reigen, Schwertertanz u. Lebende Marmorbildwerke (Olga Desmond)
PROSPEKTE KOSTENFREI!
Neue Photographische Gesellschaft
Aktiengesellschaft **Steglitz 57**

Versteigerung einer sehr wertvollen Schloss-Bibliothek und einer Autographen-Sammlung

vom 24. bis 29. Oktober d. J.

Die Schloss-Bibliothek enthält eine selten umfangreiche Sammlung erster Ausgaben deutscher Literatur des 18. u. 19 Jahrhunderts und eine besonders schöne Goethe-Sammlung. Die Kataloge beider Versteigerungen erscheinen getrennt voneinander. Zusendung kostenlos.
MARTIN BRESLAUER, BERLIN, Unter den Linden 16

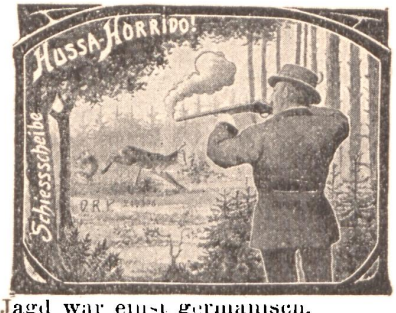
Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

EIN MODERNES LIEBESBREVIER
ein Spiegel der modernen Frau sind zweifellos die
BRIEFE AN EINE SCHÖNE FRAU
3. Auflage / M. 2,— br. / M. 3,— geb. / M. 6,— in Leder
die soeben bei uns erschienen. Sie dürften in keinem Boudoir und auch in keiner modernen Bibliothek fehlen
OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W 15

Charakter- und Seelen-Urteile
brieflich nach Schriftstücken seit **zwanzig** Jahren, nicht „**Deutungen**". Honorar siehe **erst Prosp.** (Auch üb. fasz. entflammende Büch. von Glück- u. Lebensproblemen.)
P. Paul Liebe, Augsburg I, Z-Fach.

D.R.P. 217 378
Welt-Neuheit!



Die Jagd war einst germanisch,
Romantisch wirkt sie heut;
Denn unter vielen Jägern
Gibt's sonderbare Leut':
Mit den modernsten Waffen
Geht's gleich dem Wild zu Leib:
Doch erst die „**Jagdschiessschule**"
Schafft Weidgerechtigkeit!!!
Prospekt gegen 20 ₰ Porto.
Waldkautz, Hamburg 31.

Soeben erschien
die 6. Auflage (31.—34. Tausend) von
CLARISSA.
Aus dunklen Häusern Belgiens
Nach dem französ. Original von **Alexis Splingard.**
Mit einer Einleitung v. Dr. Otto Henne am Rhyn
Preis: brosch. **M. 1.20,** eleg. geb. **M. 1.50.**

Dieses Aufsehen erregende Buch, das fast die gesamte deutsche Presse anerkennend besprochen hat, enthält die wahre Geschichte der Verführung eines braven Mädchens und bietet an Hand amtlichen Materials typische Einblicke in den schmutzigen Geschäftsbetrieb der Mädchenhändler. ☞ **Deutsche Männer und Frauen,** leset dieses Buch, Euren Töchtern kann das gleiche Schicksal beschieden sein!
Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen wie auch vom Verlage
Hans Hedewig's Nachf., Leipzig 104.

Soeben erschien d. 3. Auflage von
Das Kamasutram
des Vatsyayana.
(Die Indische Liebeskunst).
A. d. Sanskrit übs. v. R. Schmidt
500 Seit. br. 12 M. Geb. 14 M.
Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in 25 Expl. gedr. 20 M., Pergtbd. 30 M.
Inhalt: I. Allg. Teil, II. Ueb. d. Liebesgenuss. III. Der Verk. m. Mädchen. IV. D. verheir. Frauen. V. D. fremd. Frauen VI. D. Hetären. VII. D. Geheimlehre.
Liebe und Ehe in Indien.
Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M. Geb. 11½ M. Lux.-Ausg. 20 M.
Ausführliche Prospekte gratis frco.
H. Barsdorf, Ber. in W. 30, Aschaffenburgerstr. 16 I.

Geld verborgt Privatier an reelle Leute, 5%, Ratenrückzahlung 3 Jahre, Kramer. Post'ag. Berlin 47.

Auskunft über alle Reise-Angelegenheiten u. rechtsgültige Eheschliessung in England
Reisebureau Arnheim
Hamburg C. Hohe Bleichen 15

Bäder u. Heilanstalten.

Alkoholentwöhnung
zwangslose Kuranstalt Rittergut Nimbsch bei Sagan, Schlesien. Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

Schockethal bei Cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch. Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumann.

Sanatorium Buchheide
Finkenwalde b. Stettin
für Nervenkranke, speziell **Entziehungskuren: Morphium, Alkohol, Cocain etc.**
Leit. Arzt Dr. Colla.

Hohenhonnef a. Rh.
Sanatorium für Lungenkranke.
Prächtige Lage im **Siebengebirge.** Mildes Klima. Vollkommenste Kureinrichtungen. Bewährtes Heilverfahren. Leitender Arzt Prof. **Dr. Meissen.** Illustrierte Prospekte durch die **Direktion.**

Morphium- (Alkohol)
Heilanstalt. Entwöhnung mildester Form ohne Spritze.
Dr. Fromme, Stellingen (Hamburg).

Wald-Sanatorium Zehlendorf-West
Physikalisch-diätetische Heilmethode
Das ganze Jahr geöffnet
Dirig. Aerzte: Dr. K. Schulze, früher: Schwarzeck. Dr. H. Hergens.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen Obb. bei München
Physikalisch-diätetische Behandlung
für Kranke (auch bettlägerige), Rekonvalesc. u. Erholungsbedürftige. Beschr. Krankenzahl.

BINZ!
Illustr. Prospekt durch :: den Badedirektor ::

Ostseebad auf Rügen
„Das nordische Sorrent". 21000 Badegäste.
— — — **Neues Kurhaus.** — — —
3 gr. Seebadeanstalten. Warmbad.
Prinz Heinrich-Landungsbrücke (600 m lang)
Sport und Vergnügungen aller Art.

Heiligendamm Aeltestes u. schönstes **:: Ostseebad ::**
Einziges, von allen Kur- und anderen Taxen befreites Weltbad.
Seit 1. Mai d. J. im Besitz des Schriftstellers Walter John-Marlitt, Berlin.
Herrlicher Buchenwald bis an den Strand. Grosses Kurhaus. Grand Hotel sowie 11 einzelne herrschaftliche Villen am Strande, alles eigener Besitz, und viele andere Wohngelegenheiten für alle Ansprüche. Zahlreiche Zerstreuungen für Badegäste bei ruhigem, vornehmem Charakter des Bades Pferde-Rennen, Lawn-Tennis-Turniere, Büchsen-, Pistolen- und Tontaubenschiessen. **Vorzügliche Küche. Der neue Besitzer hat mannigfache Verbesserungen und Verschönerungen des Bades in Angriff genommen.** Prospekt und alle Auskunft durch die **Badeverwaltung.**

Hôtel Hamburger Hof

Hamburg

Jungfernstieg

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an inclusive Frühstück, Bedienung und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Mittelmeerfahrten

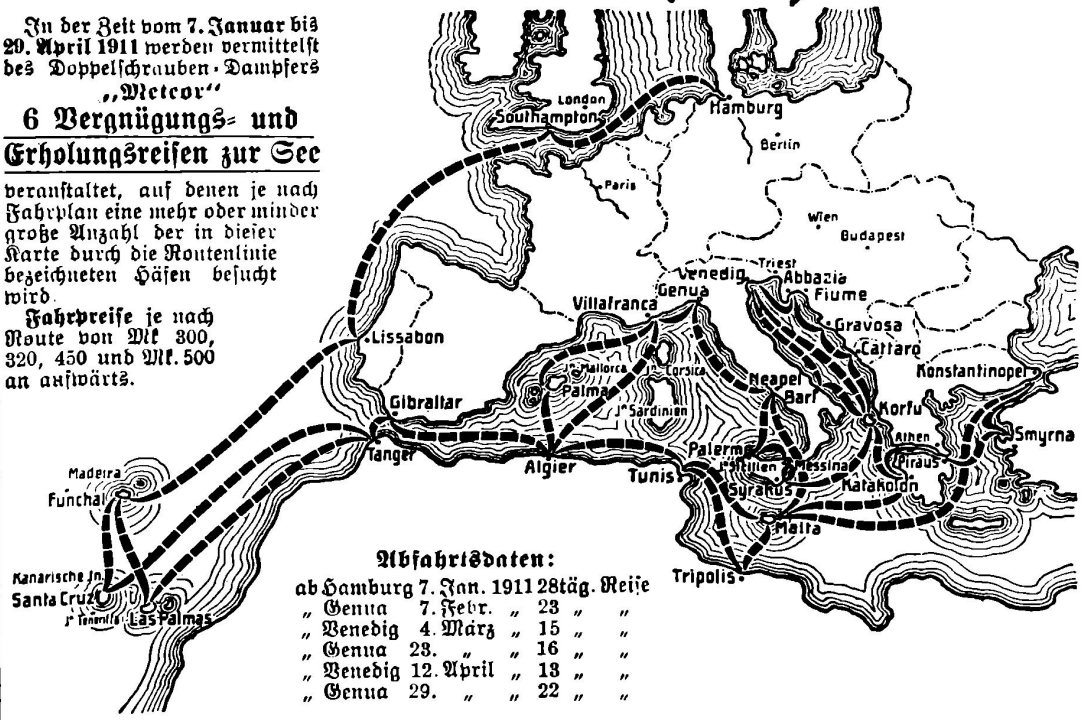
In der Zeit vom **7. Januar** bis **29. April 1911** werden vermittelst des Doppelschrauben-Dampfers

„Metcor"

6 Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

veranstaltet, auf denen je nach Fahrplan eine mehr oder minder große Anzahl der in dieser Karte durch die Routenlinie bezeichneten Häfen besucht wird.

Fahrpreise je nach Route von Mk 300, 320, 450 und Mk. 500 an aufwärts.

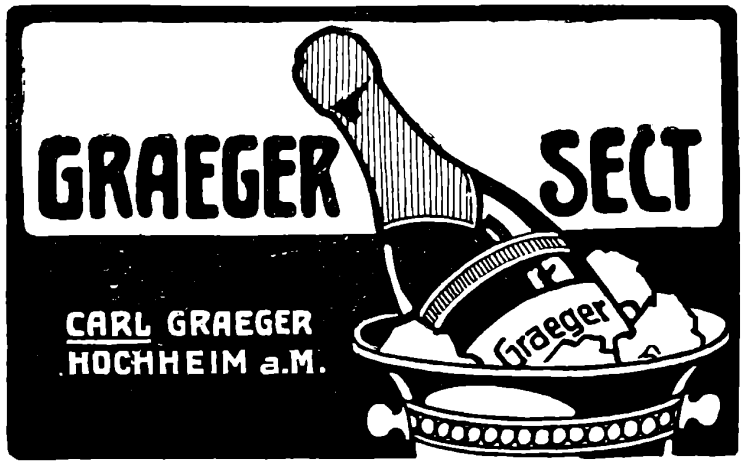


Abfahrtsdaten:

ab Hamburg	7. Jan.	1911	28	täg.	Reise
„ Genua	7. Febr.	„	23	„	„
„ Venedig	4. März	„	15	„	„
„ Genua	23. „	„	16	„	„
„ Venedig	12. April	„	13	„	„
„ Genua	29. „	„	22	„	„

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, **Hamburg.**



Aktiengesellschaft für Grundbesitz-Verwertung

Amt VI, 6095 Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Ziehung am 14. und 15. Oktober.

Lungenheilstätten-Lotterie

zu Gunsten
des Berlin-Brandenburger Heilstättenvereins für Lungenkranke
Unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin u. Königin.

100 000 Lose

Hauptgewinne im Werte von Mk.:

50000
10000

usw. usw.

3667 Gewinne im Werte von Mk.:

100000

Lose à 3 Mark (Porto und Liste 30 Pfg. extra)

in all. Lotteriegeschäften u. den durch Plakate kenntlich. Verkaufsstellen zu haben. **A. Molling, Berlin, Voßstr. 17, Lose-Vertriebs-Gesellschaft, Kgl. Preuß. Lotterie-Einnehmer, G. m. b. H., Berlin N., Monbijouplatz 2.**

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 Cl. Nähe Friedrichsstr. Tel.: I, 3571.

Beobachtungen, Ermittelungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Vorleb., Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Plätz. d. Erde.

DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKÜNFTE

EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

Düsseldorf, Bahnstrasse 43.

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin Darmstadt Frankfurt a. M.

Düsseldorf Halle a. S. Hannover Leipzig Mannheim
München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 191 1/2 Millionen Mark

Centrale: **Berlin, Schinkelplatz 1-4**

27 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

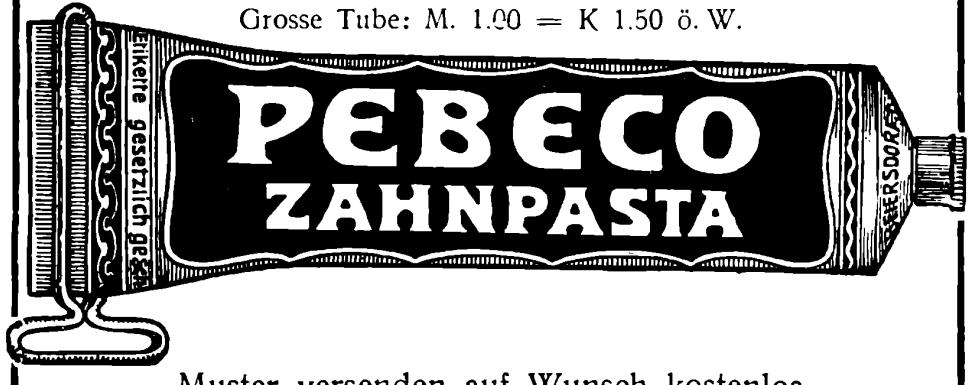
Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen

MORPHIUM HEROIN etc. Entwöhnung mildester Art absolut zwanglos. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.
Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinblick, Godesberg a. Rh.
Vornehm. Sanatorium für Entwöhn.-Kuren, Nervöse u. Schlaflose. Prospekt frei. Zwanglos Entwöhnen v. **ALKOHOL**

Eine natürliche Waffe

gegen die schädigende Einwirkung der Speisenreste, die sich bei längerer Ruhe zwischen den Zähnen und in der Mundhöhle zersetzen, und gegen die Bakterien, die sich auf diesem Nährboden reichlich entwickeln, bildet der Speichel, welcher die Fremdstoffe aus allen Falten und Schlupfwinkeln der Mundhöhle herausspült. Man wird demnach ein natürliches Mund- und Zahnreinigungsmittel dasjenige nennen können, welches die Absonderung des Speichels fördert. Ein solches Mittel ist die Zahnpasta PEBECO, die seit beinahe zwanzig Jahren von vielen Aerzten und Zahnärzten für jedermann zum täglichen Gebrauch empfohlen wird, die aber für Personen mit schlechtem Mundgeruch — einer Folge der Zersetzung der Speisereste — und für Raucher geradezu unentbehrlich ist. PEBECO wirkt aber auch mechanisch reinigend und verleiht den Zähnen bei ständigem Gebrauch eine reine und klare Farbe.

Grosse Tube: M. 1.00 = K 1.50 ö. W.



Muster versenden auf Wunsch kostenlos

P. Beiersdorf & Co., Hamburg 17.

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt eine Photogravure (Rheinlandschaft, Amateur-Aufnahme von Carl Richarz, Königswinter) bei, auf deren Rückseite sich eine Empfehlung der Firma

Wilh. Jos. Richarz, Königswinter

betreffs „Rheingeist-Eau de Cologne" und „Rheingeist-Franzbranntwein" etc. befindet. Auf dieselbe wird hiermit noch besonders hingewiesen.

Schwarzburg Die Perle Thüringens

Hotel Weisser Hirsch

Schönstgelegenes vornehmes Familienhaus

Tantallampe

Dauerhafteste Metallfadenlampe.

Für alle Stromarten.

20–240 Volt.

In allen gebräuchlichen Lichtstärken.

Hohe Stromersparnis.

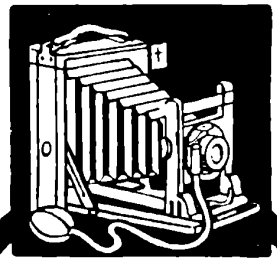
Überall erhältlich!

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Die besten photogr. Apparate, Reiszeuge, auch Uhren u. Goldw. liefern gegen kleine monatliche

Teilzahlungen

Jonass & Co., Berlin SW. 108

Belle-Alliancestr. 3 — Gegr. 1889.

Jährl. Versand über 25000 Uhren. Hunderttaus. Kunden. Viele tausend Anerkenn. Katalog m. über 4000 Abbildung. gratis u. franko

---

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arzt pr. Tag v. M. 8.— ab. — Ganzes Jahr besucht.

„Sanatorium Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

Für Erholungsuch. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften d. Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage.

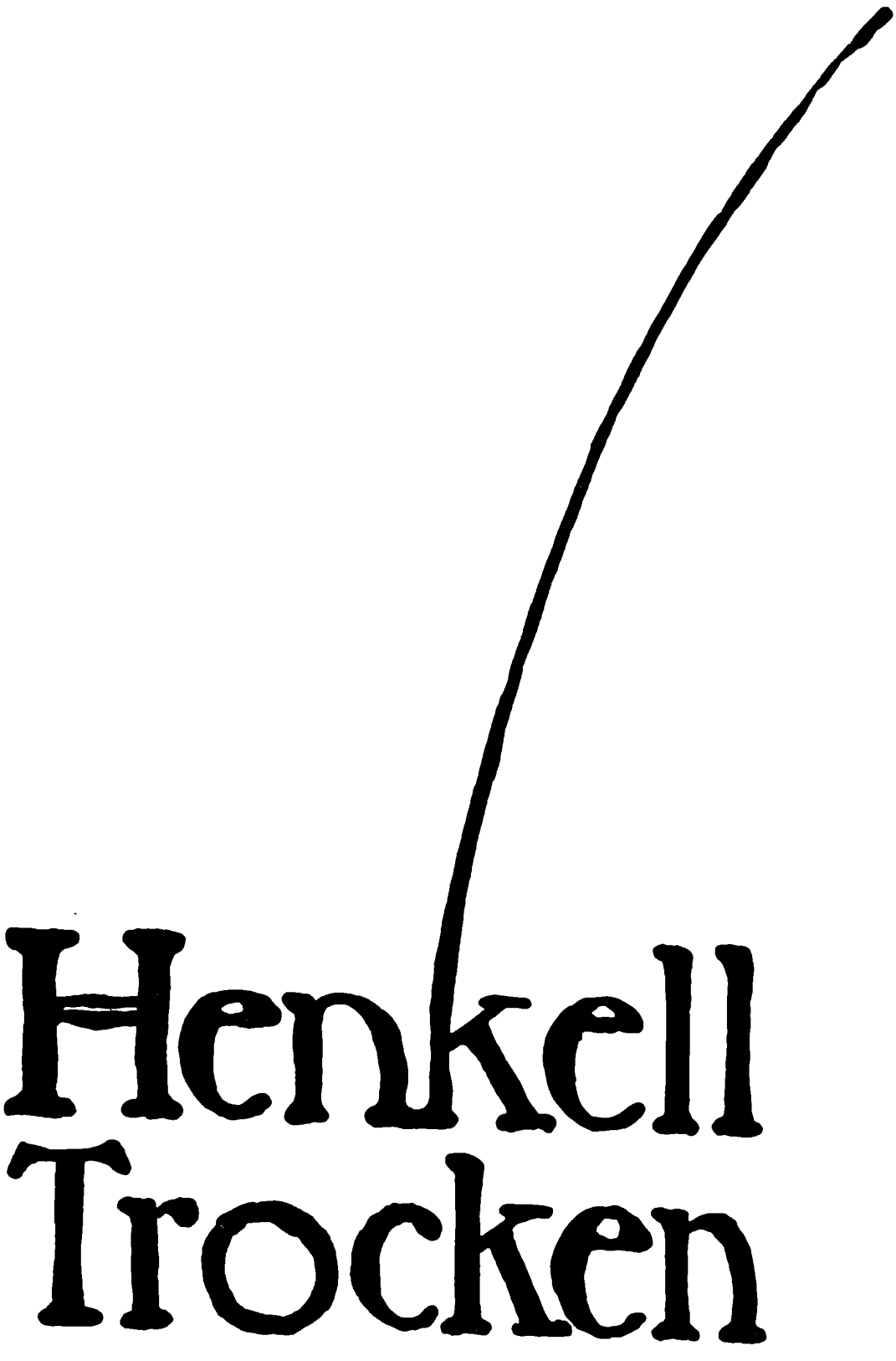
Spezialität: Behandlung von

Arteriosclerosis

und deren Folgen, wie Herz- und Nierenerkrankungen **nach neuester, klinisch erprobter Methode.**

Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch die Anzeigenverwaltung Alfred Weiner Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.